

4 Subjektive Praktiken

Diese Arbeit stellt die Frage danach, wie Handlungsfähigkeit aus den Leerstellen des Diskurses, aus Orten der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit, hervorgeht. Dieses Kapitel widmet sich der Frage, wie in subjektiven Praktiken Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial entsteht. Subjektive Praktiken verstehe ich als solche, die – im Gegensatz zu kollektiven Praktiken, die ich im darauffolgenden Kapitel fokussiere – von einzelnen Subjekten ausgeführt werden. Subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit stellen spezifische Antworten von Subjekten dar, um mit der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit umzugehen oder aber auch um Spielräume für sich zu nutzen, die sich aus der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit ergeben können. Wie sich zeigen wird, können subjektive Praktiken auch Arbeit an der Identität und für die Identität darstellen, um zu überleben oder gehört bzw. gerade nicht gesehen oder nicht gehört zu werden. Ziel dieses Kapitels ist es, subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit zu porträtieren. Ausgangspunkt meiner Betrachtungen ist ein performatives, relationales Verständnis von Handlungsfähigkeit, das nach den Dynamiken fragt, aus welchen sie hervorgeht (vgl. 2.3). Eine so verstandene performative Konzeption von Handlungsfähigkeit ermöglicht es, Handlungsfähigkeit als sich selbst produzierend zu denken.¹ Daran schließt sich die Frage nach dem Wie der Herstellung von Handlungsfähigkeit an. Während dieses Verständnis davon ausgeht, dass Handlungsfähigkeit stets in Praktiken entsteht, hat die nähere Analyse gezeigt, dass sie nicht immer erfüllt werden kann. Das nun folgende Kapitel richtet den Blick auf die Dynamik des subjektiven Taktierens und arbeitet die Phänomene Körper, Identität und Subjektposition als zentral für die Form der gefühlten Handlungsfähigkeit heraus, aber auch die Situation und die Beteiligten sind hierbei wichtig.

Fünf Formen von subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit konnten identifiziert werden. In diesen Praktiken entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit folglich mittels zwei verschiedener Taktiken. Insgesamt zeigt sich, dass alle fünf Formen der Praktiken entweder der einen oder der anderen Taktik folgen. Die betrachteten subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit können als Taktiken im Sinne Certeaus (1988) verstanden werden,

1 Nähere Ausführungen zum Gedanken einer »regenerating agency« bei Butler siehe auch Kim (2007: 103).

um mit der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit umzugehen und Handlungsfähigkeit zu fühlen. Im Taktieren entstehen spezifische Artikulationen von Identität², d.h. die subjektive Interpretation einer Anrufung. Diese Theoretisierung wird in 4.2 vertieft. Die nun betrachteten fünf verschiedenen Formen subjektiver Praktiken produzieren gefühlte Handlungsfähigkeit über ihre taktische Nutzung, um Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit herzustellen, um im hegemonialen oder queeren Diskurs zu erscheinen oder aber um Schutz in der Unsichtbarkeit, im Nicht-Erscheinen, zu finden. Die betrachteten Praktiken können bestärken oder die Möglichkeit für eine bessere Zukunftsantizipation eröffnen. Dann vermitteln diese Praktiken die Vorstellung davon, die Kontrolle über die Situation zu haben oder zeigen verschiedene Handlungsoptionen auf. Gefühlte Handlungsfähigkeit stellt sich folglich über das taktische Anstreben zur gefühlten Kontrolle einer Situation her. Sie ist eine spezifische Form von Handlungsfähigkeit, die sich dadurch auszeichnet, dass sich die Subjekte aufgrund der Ausführung dieser fünf Praktiken situativ bestärkt fühlen oder besser ihre Zukunft antizipieren können. Sich handlungsfähiger zu fühlen, zeigt sich als sehr relevant aus der Perspektive der Subjekte. Dieser Aspekt in der Produktion von Handlungsfähigkeit kann daher nicht vernachlässigt werden und erhält in dieser Arbeit durch den Begriff der gefühlten Handlungsfähigkeit Gewicht. Folglich fasst gefühlte Handlungsfähigkeit den Moment der Bestärkung³, wenn sich die Subjekte selbst handlungsfähig fühlen. Es sind Alltagspraktiken, die taktisch eingesetzt werden können, performativ wirken, um im Diskurs (nicht) zu erscheinen.

Bevor ich zu den fünf Formen subjektiver Praktiken komme, erkläre ich den Begriff der subjektiven Praktiken. Nach dieser Begriffsbestimmung gehe ich im Teilkapitel 4.1 auf fünf subjektive Praktiken ein. Im Teilkapitel 4.2 fasse ich schließlich die gewonnenen Erkenntnisse der vorangegangenen Analyse zusammen, theoretisiere sie und ziehe Rückschlüsse für die Bestimmung von gefühlter Handlungsfähigkeit.

Die Wahl des Begriffs »subjektiv« (für **subjektive Praktiken**) geht auf zwei Überlegungen zurück. **Erstens** ziehe ich »subjektiv« dem Begriff »individuell« vor, um der herkömmlichen Gegenüberstellung von kollektiv und individuell zu widersprechen. Denn diese Arbeit gliedert sich durchaus entlang diesem theoretischen Dualismus, meine abweichende Wortwahl impliziert jedoch zugleich eine kritische Bezugnahme. Zum einen geht die Trennung dieser Betrachtungsebenen Überlegung hervor, Subjekte und ihre Praktiken selbst sprechen zu lassen – hierfür bieten sich Einzelfallanalysen auf der Ebene des Subjekts an. Zum anderen ermöglicht diese Trennung die Betrachtung von Praktiken in situ und ihre Auswirkungen auf Subjekte und auf Kollektivität zu untersuchen.

2 Mit dem Begriff der Artikulation referiere ich auf Stuart Hall (vgl. 2.2).

3 Ulrich Bröckling umreißt *Empowerment* als Selbstoptimierung, ein Unterfangen, die Kontrolle über das eigene Leben zu erreichen, was immer auch ein nicht enden wollendes Unterfangen ist, da der Bedarf von *Empowerment* durch den Neoliberalismus geschaffen wird (vgl. Bröckling 2003: 323–344). In der vorliegenden Arbeit stehen mit den Praktiken von Un_Bestimmtheit jedoch potenziell von Diskriminierung Betroffene im Fokus, die sich durch den Versuch, Räume zu schaffen, in denen weniger Diskriminierung passiert, einen Rückzugsraum aneignen. Es geht folglich um Strategien des Überlebens, was eine von Bröckling nicht mitgedachte Dimension darstellt. Dennoch ziehe ich den Begriff der Bestärkung dem des *Empowerments* vor.

Die Praktiken der Subjekte nehmen eine Scharnierfunktion ein, sie bilden den Brückenschlag beider Ebenen, da kollektive Strukturen in der Subjektivierung verkörpert werden und maßgeblich die Subjektwerdung mitbestimmen. **Zweitens** steht die Wortwahl in Kontinuität mit dem hier zugrundeliegenden Subjektbegriff. Der Ausdruck ›subjektiv‹ rekurriert auf das in 2.2 beschriebene Butlersche Subjektverständnis. Praktiken der Un_Bestimmtheit dort zu suchen, wo Subjekte mit sozio-ontologischer Un_Bestimmtheit umgehen oder sie nutzen, richtet meinen Blick in diesem empirischen Kapitel darauf, wie von Subjekten in queeren Räumen mit normativen Anrufungen umgegangen wird.

Das Spezifische an den subjektiven Praktiken, die hier betrachtet werden, ist, wie sich zeigen wird, dass sie gekoppelt sind an die Subjektposition und den Körper der Subjekte und sich daher auch als identitätsbezogene Praktiken markieren lassen: Nicht jedes beliebige Subjekt kann sie vollziehen, sie sind nicht austauschbar. Im darauffolgenden Kapitel (5) werden schließlich **kollektive Praktiken** nach der Entstehung von Handlungsfähigkeit befragt. Kollektive Praktiken zeichnen sich zum einen aus durch ihre Quantität, denn sie werden in queeren Räumen in verschiedenen Varianten von unterschiedlichen Subjekten gehäuft vollzogen. Wie sich im darauffolgenden Kapitel zeigen wird, entfalten die kollektiven Praktiken dabei eine gemeinsame Logik. Das Spezifische der kollektiven Praktiken ist zum anderen, dass sie austauschbar sind, denn sie sind nicht an spezifische Subjektpositionen oder die Identität der ausführenden Subjekte gebunden. Letztendlich stellen sie kollektive Lösungen dar, wenn das Kollektiv als ein serielles (vgl. Young 1994) verstanden wird (vgl. 2.5).

4.1 Fünf Formen subjektiver Praktiken der Un_Bestimmtheit

Eine unmögliche Position im Diskurs einzunehmen bedeutet für viele Subjekte, steten Fehlanrufungen⁴ ausgesetzt zu sein. Subjekte entwickeln unterschiedliche Praktiken, um mit dieser Leerstelle umzugehen. Wie sich im Folgenden zeigen wird, machen Menschen mit Praktiken von Un_Bestimmtheit in den betrachteten queeren Räumen häufig Erfahrungen von Bedrohung der Subjektposition auf mehrfache Weise. Dies muss jedoch nicht notgedrungen offenkundig Angst produzieren. Denn diese spezifische Verwundbarkeit oder das Gefährdetsein muss von den Subjekten nicht unbedingt als solches wahrgenommen oder artikuliert werden. Beispielsweise zeigt eine nähere Betrachtung von Mehrfachdiskriminierung, dass Betroffene sich oft nicht dieser Belastung bewusst sind. Dies ist auch ein Ergebnis der Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland: »Ein Effekt *multiplier* Diskriminierungen scheint zu sein, dass eine Gewöhnung an Diskriminierungspraxen einsetzt.« (LesMigras 2012: 3, Herv. EM) Diskriminierung wird nicht als solche erkannt, da sie zum Alltag gehört. Eine solche Gewöhnung bzw. Habitualisierung kann mit Praktiken einhergehen, die Subjekte entwickeln, um einen Umgang mit ihrer Verwundbarkeit zu finden. Logisch erscheint es, dass Subjekte, die viel Instabilitäten im Lebenslauf aufweisen, andere Praktiken entwickeln als Menschen,

4 Siehe zum Begriff ›Fehlanrufung‹ 2.2.

die weniger entsprechende Erfahrungen gemacht haben. Spezifische Lebenslagen erfordern spezifische Praktiken. Prekärsein und Prekarität gehen für manche Subjekte mit einer unmöglichen Position im Diskurs einher, dann handelt es sich um marginalisierte Subjekte, die hegemonial-diskursiv nicht repräsentiert werden. Solche Positionen gehen meist ebenso mit entsprechenden sozio-strukturellen Positionierungen an den sozialen Rändern einher und sind folglich besonders von Prozessen der Prekarisierung betroffen. Dennoch überleben diese Subjekte, wenn sie Praktiken entfalten, die ihnen das Überleben sichern: Praktiken der Un_Bestimmtheit können solche Praktiken sein.

Praktiken der Un_Bestimmtheit – subjektive wie kollektive – sind in diesem Sinne Überlebenspraktiken, in ihnen spiegeln sich alle drei Dimensionen des Prekären, sie verhandeln das Prekärsein, reagieren auf Fehlanrufungen oder wollen sich der Prekarität vor dem Hintergrund von Prekarisierungsprozessen verweigern. Sie changieren zwischen Fremd- und Selbstpositionierung, arbeiten gegen die Angst, verletzt zu werden, und suchen sich Wege, die eigenen Arbeits- und Lebensverhältnisse zu sichern oder zu verbessern. Oftmals ist all dies nicht voneinander zu trennen. Daher drückt der Unterstrich in ›Un_Bestimmtheit‹ nicht nur die Oszillation zwischen Bestimmt- und Unbestimmt-Werden im Diskurs aus, sondern er stellt auch die Suchbewegungen dieser Praktiken dar. Es ist einerseits die Suche gegen und für die Unsicherheiten aufgrund der Prekarisierung und andererseits auch die Suche zur diskursiven Eindeutigkeit und nach Repräsentation – nicht selten bei simultanem Infragestellen dieser Suche. Praktiken der Un_Bestimmtheit entstehen aus unmöglichen Diskurspositionen, zugleich verhandeln sie aber auch diese Position, reproduzieren oder verschieben sie, stellen neue eindeutige Positionen her, denn die Subjektposition ist Ursprung und Ergebnis der Praktiken. Es handelt sich folglich um Praktiken der Bestimmtheit und Unbestimmtheit zugleich – ihr besonderes Charakteristikum ist die Oszillation und Widersprüchlichkeit. Die Subjektwerdung vollzieht sich in Praktiken und stellt immer auch ein Gegendert-, Rassifiziert- und Klassifiziert-Werden dar, ein Bestimmt-Werden (vgl. Bath u.a. 2013: 15). Zugleich ist die Subjektivierung aber auch ein Unbestimmbar-Werden (ebd.), da das Subjekt immer wieder verzeitlicht aus den Relationen des Diskurses entsteht, d.h. keine Konstante darstellt. Die Oszillationsbewegung zwischen Unbestimmtheit und Bestimmtheit zeigt sich in verschiedenen subjektiven Praktiken – wie beispielsweise am deutlichsten im taktischen Changieren zwischen identitärer oder geschlechtlicher Unbestimmtheit und Bestimmtheit oder verschiedener Identitäten (vgl. 4.1.3). Ebenso zeigt sich die Herstellung von sozio-ontologischer Bestimmtheit durch die Herstellung einer Sprechposition in der Betonung des *being different* (vgl. 4.1.1) oder der Reinterpretation (vgl. 4.1.2). Die Oszillation bzw. der Unterstrich fasst all solche Bewegungen.

Obwohl Menschen mit Praktiken von Un_Bestimmtheit in den betrachteten queeren Räumen häufig prekär leben und oftmals mehrfach von Diskriminierung betroffen sind, entsteht Handlungsfähigkeit. Denn mit einem Butlerschen Verständnis von Handlungsfähigkeit entsteht sie immer auch als Effekt von Macht. Wer schon einmal eine solche queere Party besucht hat und sich von dem Sich-selbst-Feiern anstecken hat lassen, versteht die Überlegung, nach Handlungsfähigkeit in ebenjenen Räumen zu suchen. Denn auch wenn manche Menschen, die sich in queeren Räumen bewegen, marginalisiert sind als unmögliche Subjekte, scheinen sie dennoch nicht zu verstummen. Das Antreffen von spezifischen Praktiken besonders marginalisierter Positionen legt die nähere Betrachtung

tung von queeren Räumen nahe, um zu verstehen, wie sich Handlungsfähigkeit herstellt. Dieses Spezifische der Biografien, Lebenslagen, Körper und Identitäten der Subjekte, die in diesem Kapitel sprechen, zeigt sich in ihren Praktiken. Letztere lassen sich am besten vor dem Hintergrund ihrer prekären Geschichten interpretieren.

Das Prekäre ist Bedrohung und Zwang zugleich und es kann neue Möglichkeiten des Lebens eröffnen. Susanne Völker betrachtet Handlungsmuster junger Erwachsener in unsicheren Arbeits- und Lebenssituationen im Zuge der Prekarisierung und macht diesbezüglich einen »Habitus sozialer Unbestimmtheit« aus (Völker 2013: 190). Dies bezeichnet ein Praxismuster, das vor allem von jüngeren Menschen gelebt wird und sich durch »Situativität, Gelegenheitsbezug der Orientierungen und durch temporäre Arrangements« auszeichnet (Völker 2013b: 190). Folglich entstehen neue Habitualisierungen, um sich in der Lebenssituation zurechtzufinden, was Völker als Habitus sozialer Unbestimmtheit bezeichnet. Dies bedeutet auch, dass prekäre Lebenslagen, Ungewissheit, fehlende Planbarkeit der Lebensperspektive oder prekäre Arbeitsbedingungen nicht notgedrungen oder nicht immer Verunsicherungen verursachen müssen. Eine solche Habitualisierung kann Fluch und Segen zugleich sein, da sie einerseits das Überleben zu sichern scheint, die Subjekte hierbei aber andererseits zu ihrer Unterdrückung selbst beitragen, wenn sie ihr Handeln an den Zwängen der Prekarisierung ausrichten: Ausbeutung und Selbstermächtigung liegen ununterscheidbar beisammen.⁵ Vor diesem Hintergrund der Widersprüchlichkeiten betrachte ich Praktiken von Un_Bestimmtheit. Ich verstehe diese subjektiven Praktiken in Anlehnung an Völker als eingeübte Taktiken gegen das Prekäre.

Doch dieses spezifische Prekäre verstehe ich nicht einfach als Verunsicherung oder Bedrohung, sondern als Un_Bestimmtheit. Es kann Potenzial und Einschränkung zugleich sein, ein Feld von Möglichkeiten, aber auch handlungsdeterminierend – und doch entsteht in den Praktiken von Un_Bestimmtheit Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial. Dieses Kapitel fragt danach, wie in diesen subjektiven Praktiken Handlungsfähigkeit entsteht. In den folgenden fünf Praktiken entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit daraus, mit Fehlanrufungen umzugehen. Das Material zeigt, dass sie sich in den betrachteten subjektiven Praktiken über zwei Taktiken herzustellen scheint: in der Herstellung einer lebhaften Subjektposition oder aber in der Vermeidung der Fehlanrufung.

4.1.1 Betonung des ›being different‹

Die im Folgenden betrachteten Praktiken bezeichne ich als Betonung des *being different*, also des zugeschriebenen Andersseins. Das *being different* stellt sich immer wieder aufs Neue her und ist folglich weder statisch als ein vollzogenes Ergebnis noch als Zustand zu verstehen. Ich verwende bevorzugt den englischen Begriff für diese Praktiken, weil die Verlaufsform die Prozesshaftigkeit betont, während der deutsche Begriff stärker auf

5 Um ein Beispiel zu nennen: Elisabeth Katsching-Fasch führt in ihrer Analyse von Strategien gegen Prekarität das Beispiel einer Alleinerziehenden an und beschreibt hierbei das Handlungsmotiv als »Sinn der Arbeit«, das mit Pflichterfüllung begründet wird und über existenzielle Unsicherheit hinweghilft (2010: 56f.).

einen Zustand abhebt. Diese Praktiken lese ich als Antwort auf ein spezifisches Prekärsein, das mit Othering-Prozessen einhergeht. Bei den Praktiken des *being different* handelt es sich um eine praktische Hervorhebung sowie Aneignung der oftmals gesellschaftlich negativ konnotierten Zuschreibung des Andersseins, das hier die Abweichung von hegemonialen Körper-, Identitäts- und Gendernormen markiert. Es ist eine Betonung des Herausfallens aus hegemonialen Erwartungen wie auch aus bestehenden queeren Kategorien und stellt eine Reaktion auf das Othering dar. Diese positive Wendung der gesellschaftlichen Abwertung und Stigmatisierung sowie damit einhergehender Schamgefühle erfahren praktizierende Subjekte als Erweiterung ihres Möglichkeitsraums. Anstelle von Scham über das Nicht-Passen in die hegemoniale Norm treten Gefühle von Stärke oder Stolz in den Vordergrund. Diese positive Wendung kann als eine Form von Selbstermächtigung verstanden werden. Ich lese Praktiken des *being different* als Versuch, mit Fehlanrufungen und Stigmatisierungsprozessen umzugehen, ohne sich durch diese Prozesse einnehmen zu lassen. Das heißt, dass die zugewiesene Rolle des Anderen weder unhinterfragt angenommen wird noch ignoriert oder als nicht wirksam abgelehnt wird. Stattdessen werden diese Zuweisungen produktiv umgearbeitet, indem aus der zugewiesenen Rolle eine spezifische selbstgewählte Position geformt wird. Hieraus entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit, was ich insbesondere in 4.2 näher ausführe. Im Folgenden möchte ich das Spezifikum dieser Praktiken anhand eines Beispiels erklären.⁶ Lila ist mir bereits bei unserer ersten Begegnung in Erinnerung geblieben, da sie mir aufgrund ihrer Kleidung und ihrer Haarfarbe ins Auge sprang. Doch diese Auffälligkeit zeigt sie nicht in allen Lebensbereichen. Vielmehr scheint Lila physische Unsichtbarkeit auf der Bühne für sich und ihre Kunst als Schutz einzusetzen, um im Alltag unerkannt und sichtbar zu sein.

4.1.1.1 Öffentliche Durchsichtigkeit entgegen der Stigmatisierung

Im Interview mit Lila bekomme ich den Eindruck, dass sie nicht gerne öffentlich auftritt und in der Öffentlichkeit nicht erkannt oder gesehen werden möchte. Dies irritiert mich anfangs ein wenig, weil ich sie aufgrund ihres selbstbewussten Auftretens und ihres Outfits zunächst anders einschätzte. Im Laufe meiner Materialanalysen löst sich meine Irritation und der Widerspruch, der sich zunächst aus meiner Interpretation ihres Auftretens und ihren Erzählungen ergibt. Ich verstehe, wie ihre bewusst auffällige Kleidung mit dem Wunsch, auf der öffentlichen Kunstbühne nicht gesehen zu werden, in Verbindung steht. Was hat es mit dem Wunsch nach öffentlicher Unsichtbarkeit auf sich? Obwohl Lila im Feld der freischaffenden Kunst arbeitet, ein Feld, in welchem die Präsenz der eigenen Person auf Preisverleihungen und Ausstellungseröffnungen sehr wichtig ist, zeigt sie sich kaum in der Öffentlichkeit im Zusammenhang mit ihrer Arbeit. Sie selbst verweist im Interview darauf, dass dies ein sehr untypisches Verhalten in dieser Branche darstellt. Sie versucht sich als Künstlerin von der Öffentlichkeit fernzuhalten, obwohl dies durchaus Nachteile für ihre Karriere nach sich ziehen kann. Vielmehr ist für sie die

6 Diese Praktiken sind mir im Feld auf unterschiedliche Weise begegnet. Dieses Spezifikum zeigte sich mir auch bei anderen Personen durch einen eigenen sehr auffälligen (meist unvergleichlichen) Style, der die zugeschriebene Andersheit betont. Ich hatte jedoch nur die Gelegenheit, Lila zu interviewen.

öffentliche Unsichtbarkeit ihrer Gestalt im beruflichen Kontext wichtig, um trotz ihres großen Erfolges nicht auf der Straße erkannt zu werden.

»Wir haben uns da zum Beispiel entschieden, dass ich – auch wenn wir es zusammen gemacht haben – auf dem Pressephoto nicht drauf bin, weil ich null Bock hab. Also, es ist ok, wenn da mein Name mit drinsteht, aber ich habe auf dieses: ›Ich lauf morgens um zehn Brötchen holen und mich erkennt wer‹ – darauf habe ich überhaupt keinen Bock. [...] Ich will diese Unsichtbarkeit und ich will mit Leuten einfach irgendwas reden können. [...] Das Darüberreden ist irgendwie immer so ein Darstellen. Möglichst noch schlau darüber reden, morgens um drei. Ey, da sage ich dir, das interessiert mich überhaupt nicht.« (Lila)

Sie begründet ihre Verweigerung, als Künstlerin in die Öffentlichkeit zu treten, vor allem damit, dass sie in ihrem Alltag nicht erkannt werden will und entzieht sich folglich den Nebenwirkungen des Erfolgs: dem Verlust der Anonymität und dem Erkanntwerden auf der Straße. Diese Art von Unsichtbarkeit sieht sie als Vorteil im Alltag, weil es ihr ermöglicht, trotz ihres großen Erfolges dennoch gewöhnlich mit Menschen zu interagieren. Zudem lässt sich aus dem Interview ihre Kritik am Starkult in ihrer Branche herauslesen. Sie versteht den Kampf um Reputation im Künstler_innenmilieu als Druck zur Selbstdarstellung und Selbstbehauptung, der ihr unangenehm ist und den sie mit ihrer verweigernden Haltung kritisiert.

Beim zweiten Hinsehen fällt mir im Material auf, dass ihr physisches Fernhalten aus der Öffentlichkeit nicht nur den Effekt hat, an diesem Teil des Kampfes um Reputation weniger teilzuhaben. Lila deutet selbst einen anderen Prozess an, den sie so deutlich jedoch nicht ausspricht. Sie beschreibt Identitätskategorien für sich als einschränkend und einengend, denn Begriffe wie z.B. lesbisch, schwul oder trans* können ihre vielschichtige Identität nie fassen. Daher lehnt sie für sich solche Bezeichnungen so weit wie möglich ab. Dass Lila die Öffentlichkeit im Kontext ihrer Kunst meidet, könnte mit dieser Ablehnung zusammenhängen. Denn aufgrund ihrer öffentlichen Unsichtbarkeit kann das Publikum der Künstlerin kaum eine Identität zuweisen. Folglich können auch ihre Werke weniger mit einer identitären Kategorie in Verbindung gebracht werden. Ihre Werke werden damit nicht über ein Anderssein bestimmt.

Die Zuschreibung des Andersseins kann mit Abwertung einhergehen. Einen solchen Mechanismus der Abwertung des sogenannten Andersseins untersuchte Jürgen Hohmeier bereits 1975 als Prozess der Stigmatisierung und bezog sich auf Erwin Goffman. Hohmeier beschrieb Stigmatisierung als Prozess, im Zuge dessen die Wahrnehmung einzelner spezifischer Merkmale einer Person zur Vermutung weiterer Merkmale führt. Letztendlich findet eine Übertragung einzelner Merkmale auf die ganze Person und eine Zuschreibung weiterer Eigenschaften statt (vgl. Hohmeier 1975: 3). Wir nehmen ein Merkmal wahr und identifizieren die Person über dieses eine Merkmal. Dieses Merkmal kann zum Stigma werden. Schnell wird dann nicht mehr von der Künstlerin, sondern von der trans* Person gesprochen. Eine Stigmatisierung ruft bestimmte Vorurteile und Stereotype ab, die dieser Person zugeschrieben werden. Als besonders problematisch stellt Hohmeier bei der Stigmatisierung heraus, dass das Stigma – beruhend auf Merkmalsvermutungen und entsprechenden Zuschreibungen – zur Bestimmung der Stellung der Person in der Gesellschaft genutzt wird und das Verhalten anderer Menschen der stig-

matisierten Person gegenüber beeinflusst (ebd.). Ob bewusst oder unbewusst – durch ihre physische Unsichtbarkeit im Kunstfeld entzieht sich Lila einer möglichen Stigmatisierung ihrer Kunst aufgrund identitärer Zuschreibungen anhand äußerlicher personenbezogener Merkmale (wie etwa einem nicht-binär-geschlechtlichen Geschlechtsausdruck). Denn die Verbindung ihrer (zugewiesenen) Identität mit ihrer Kunst könnte die Reduktion ihrer Kunst auf die Wahrnehmung lediglich einiger identitärer Merkmale bewirken. Aus ihrer Kunst könnte die Kunst einer trans* Person werden, was zudem zur Stigmatisierung ihrer Kunst führen könnte, wenn sich die Stigmatisierungen, die trans* Personen anderweitig erfahren, auf ihre Werke übertragen. Stigmatisierung ihrer Kunst meint hier, dass das Merkmal der Künstler_in, eine trans* Person zu sein, zum alleinigen, spezifischen Merkmal ihrer Kunst wird und allein hinsichtlich dieses Merkmals gelesen wird. Das Stigma ›trans* Person‹ würde sich folglich auf ihr Werk ausweiten.

Grundlage für ein solches Stigma ist ein Prozess des Otherings. Auf einen solchen Prozess verwiesen bereits verschiedene Theoretiker_innen.⁷ Bereits Simone de Beauvoir (2014 [1949]) arbeitete dies für den Geschlechterkontext heraus, indem sie aufzeigte, dass das Weibliche über die Negation des Männlichen definiert wird. Die Gruppe der Frauen konstituiert sich demnach über die Differenzierung von den Männern, so dass Frauen letztendlich als Abweichung von der Norm der Männer – also als das Andere – gelten. Männer werden dadurch zum souveränen Subjekt. Diesen Gedanken konzeptionalisierte Gayatri Chakravorty Spivak im Begriff des Otherings in ihrer Analyse kolonialer Schriften (vgl. Spivak 1985): Die Kolonialmächte (hier: Britannien) konstruierten die Kolonien (hier: Indien) als das Andere und Fremde und hoben sich durch diesen Prozess des Otherings als besser und überlegen hervor. Diese Degradierung des Anderen konstituiert die Kolonialmacht zugleich zum Souverän (vgl. Spivak 1985: 247) – analog zu Beauvoirs souveräner Subjektbildung aufgrund von männlicher Cis-Geschlechtlichkeit. Wenn sich von trans* Personen als fremd, anders oder pervers distanziert wird, deutet dies auf eben einen solchen Prozess des Otherings hin. Die Degradierung und Verurteilung des sogenannten Anderen dient auch hierbei der Hervorhebung und Markierung der eigenen Überlegenheit (bzw. der Sicherung der eigenen Souveränität). Durch die Abgrenzung zum Anderen, zum nicht normativen Körper, (re-)produziert sich die Zweigeschlechter-Norm und cis-geschlechtliche Menschen können zum souveränen Cis-Selbst werden.

Dieser Prozess des Otherings kann auch als Grundlage für Stigmatisierungen von trans* Personen verstanden werden. Die Zuschreibung des Anderen und Fremden wird in diesem Fall durch weiteren Zuschreibungen wie pervers, triebhaft etc. ergänzt. Die Stigmatisierung schließt hieran an und führt zur Generalisierung, d.h. zur Zuschreibung weiterer Merkmale, was zu einem einprägsamen Klischee der gesamten Person führt (vgl. Hohmeier 1975: 4). Durch die mögliche Generalisierung kann das Stigma nicht nur die Person selbst, sondern auch ihr Werk erfassen. Aufgrund der gesellschaftlichen

7 Edward Said arbeitet auch mit diesem Gedanken und zeigt auf, dass der Orient aus europäischer Sicht als das Andere konstruiert wurde (2012 [1979]). Auch Hegel formuliert den Gedanken des Otherings bereits in der *Phänomenologie des Geistes*, wenn er fragt, wie die Wahrnehmung des Selbst mit der Konstruktion des Anderen zusammenhängt (2006 [1807]). Sune Qvortrup Jensen gibt einen Überblick über weitere Theorien, die bereits vor Spivak damit arbeiteten (2011).

Stigmatisierung von trans* Personen könnte ebenso die Kunst der Künstlerin zum Anderen stilisiert werden bzw. die Inhalte allein vor der ge-otherten Folie der Trans*identität gelesen werden. Identitäre Hintergrundinformationen über die Kunstschaaffenden können die Wahrnehmung von Kunst entsprechend beeinflussen.

Lila verweist darauf, dass ihre Verweigerung, öffentlich aufzutreten, für sie mit der Zuschreibung beziehungsweise Stigmatisierung von Queerness (oder spezifischer: trans* Sein) einhergeht. Sie beschreibt Queerness als Kondition, die der Unsichtbarkeit eine ganz spezifische Bedeutung zuweist:

»Und das hat schon etwas mit Queerness zu tun, mit diesem Eindruck davon, dass Unsichtbarkeit und Durchsichtigkeit eine Kondition sein kann [sic!], in der man sehr selbstbestimmt ist und entscheidet, was, wer, wie, in welcher Form weiß oder nicht.«
(Lila)

Damit ähnelt ihre Verweigerung von Sichtbarkeit einer Verweigerung des immerwährenden Outings und einer Verweigerung einer potentiellen Stigmatisierung ihrer Kunst. Diese Verweigerung lässt sich als taktische Steuerung ihrer Sichtbarkeit verstehen. In diesem Zusammenhang spricht Lila selbst von Durchsichtigkeit, die ihr das Gefühl von Selbstbestimmung verleiht und die sie für sich zu nutzen scheint, um eine Stigmatisierung ihrer Kunst zu umgehen. Sich nicht zu outen, nicht als offensichtlich queere Person öffentlich aufzutreten beschreibt Lila als ermächtigend. Sie folgt nicht der Anrufung, sich identitär oder sexuell öffentlich positionieren zu müssen. Lila fühlt sich selbstbestimmter, weil sie aufgrund ihrer Unsichtbarkeit selbst entscheiden kann, wem sie welche Informationen über sich und ihre Arbeit gibt. Ihr Manövrieren zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit fühlt sich für sie selbstbestimmt an, auch wenn sie damit z.B. Stigmatisierungsprozessen ihrer Person nicht entgehen kann, da sie ihre sogenannte Andersheit nicht ablegen kann. Diese von ihr genannte Selbstbestimmung steht im Kontext spezifischer Strukturen wie der Logik des Kunstmilieus, Prozessen von Stigmatisierung und Ambivalenzen queerer Sichtbarkeit und zeigt sich folglich strukturell bedingt. Doch diese Möglichkeit der Durchsichtigkeit, wie sie es nennt, trägt Potenzial für gefühlte Handlungsfähigkeit – was ich an späterer Stelle in diesem Kapitel wieder aufgreife. In den Praktiken des Sich-Entziehens (siehe 4.1.4) lässt sich ein ähnlicher Mechanismus wiederfinden: die Vorstellung davon, Kontrolle über die eigene physische Sichtbarkeit zu haben, erzeugt Gefühle von Bestärkung.

Obwohl für Lilas Sichtbarkeit ihre Geschlechtsdarstellung zentral ist, lassen sich dennoch Parallelen zum Coming Out hinsichtlich der Sexualität von queeren Menschen ziehen. Eve Kosofsky Sedgwick diskutiert in *Epistemology of the Closet* (1993) verschiedene Wirkweisen, Effekte und Ambivalenzen von Unsichtbarkeit und Coming Out. Die Bekanntmachung der Sexualität jenseits der Heterosexualität stellt sich als verpflichtend und verboten zugleich dar (vgl. Sedgwick 1993: 47). Dies lässt sich auch für die Geschlechtsdarstellung von z.B. trans* Personen konstatieren, denn so berichtet mir Kenny, der ein männliches *passing*⁸ hat: »Ich habe das manchmal, dass wenn ich Leute kennenlerne und ich mich nicht geoutet habe, fühle ich mich so, als ob ich die

8 Passing (in Bezug auf Gender) bezeichnet die gewünschte geschlechtliche Einordnung einer Person durch andere. Beispielsweise kann von einem weiblichen Passing gesprochen werden, wenn

anlügen würde« (Kenny) und erzählt dann weiter, dass sich ein Outing für ihn befreiend anfühlen kann, aber dass er beim Outing in seiner Klasse »ganz komisch angeguckt« (ebd.) wurde. Das Closet, das Versteck oder Unsichtbarmachen der eigenen Queerness⁹, kann einerseits eine Last sein, wenn es ein Verbergen der (sexuellen) Identität bedeutet und eine besondere Verletzbarkeit (z.B. durch Erpressbarkeit) herstellt. Andererseits kann das Versteck auch Schutz geben vor Ausschlüssen, Diskriminierung sowie homo-, queer- und transfeindlichen Übergriffen. Die Kontrolle über das eigene Coming Out kann schließlich stärker befähigen, über sensible Informationen zu verfügen, eine Befähigung, die gefühlte Handlungsfähigkeit hervorzubringen scheint. Das Gefühl der Kontrolle über die eigene Sichtbarkeit lässt sich auf das Verfügen-Können über Informationen über die eigene Person bzw. Identität und über damit einhergehende Zuschreibungen zurückführen. Erst wer in allen Lebenskontexten geoutet ist, muss keine Angst mehr haben vor einem Zwangsouting (»must come out«, Sedgwick 1993: 48), d.h. ungewollt von anderen Personen geoutet zu werden. In diesem Sinne kann ein Coming Out dazu führen, sich weniger verletzlich zu fühlen. Im Sinne der Vielfältigkeit von Coming-Out-Prozessen deckt sich dies mit Jason Edwards Ausführungen (2009: 48) in seiner Sekundärliteratur zu Sedgwick. Er beschreibt sein eigenes Coming Out als befreiend und exponierend zugleich, was den hier beschriebenen Erfahrungen jedoch auch widerspricht. Während er durch sein Coming Out mehr Kontrolle darüber hatte, wer was über ihn weiß, konnte er weniger vorhersehen, wie Menschen auf ihn reagieren würden (vgl. Edwards 2009: 48). Für Edwards bedeutete sein Coming Out zugleich eine neue Form von Entfremdung und Isolation, was sich aus Angst vor der steten Bedrohung ergeben kann. Folglich kann das Coming Out zu weniger Bedrohung z.B. hinsichtlich Erpressungen führen, jedoch kann eine andere Bedrohung z.B. aufgrund physischer Angriffe entstehen. Um ein weiteres Beispiel zu geben: Für mich selbst ist die Metapher des Verstecks und deren Ambivalenzen hilfreich, um gewisse Beziehungen und Situationen meines Lebens besser zu verstehen. Je nach Kontext und Einschätzung gehe ich taktisch mit sensiblen, identitären Informationen um. Für mich gibt es keine klare Abgrenzung zwischen einem Innerhalb oder Außerhalb des Verstecks, vielmehr habe ich als queere nicht-binär-geschlechtliche Person stets ein Bein hier und eines dort, denn ich kann meine Queerness teilweise verstecken. Diese Möglichkeit des taktischen Umgangs mit Informationen stellt ein Privileg dar, das Lila nicht innehat und das mir vor dem Hintergrund dieser Interpretation deutlicher wurde als zuvor. Lilas Sichtbarkeit macht sie angreifbar.

Diese Beispiele dienen hier der Veranschaulichung der vielschichtigen Epistemologie des Verstecks, die sich für verschiedene Menschen ganz unterschiedlich darstellt und sich nicht verallgemeinern lässt. Sichtbarkeit von Queerness hat eine eigene Logik, denn

eine Person als weiblich wahrgenommen wird, obwohl ihr bei Geburt das männliche Geschlecht zugeschrieben wurde.

- 9 Sedgwick verwendet den Begriff der Homosexualität. Ich übertrage und erweitere Sedgwicks Überlegungen des Unsichtbarmachens der eigenen Homosexualität auf den Queerbegriff, da in der vorliegenden Arbeit sowie im Interview ebenso Queerness im Fokus steht. Hierbei sei jedoch erwähnt, dass die von Sedgwick beschriebenen Ambivalenzen erweitert werden müssen bzw. sich anders als von Sedgwick beschrieben verhalten, da sich viele nicht-binär-geschlechtliche, trans* und inter* Personen nicht verstecken können. Dies gilt insbesondere für Queers of Color.

im hegemonialen Diskurs ist sie Tabu und Gegenstand von Interesse zugleich. In der Einleitung zum Sammelband *Outside. Die Politik queerer Räume* schreiben die Herausgeber_innen diesbezüglich treffend: »In die Unsichtbarkeit verwiesen ist jenes heimliche Begehren zugleich fortwährend das Objekt, auf das die paranoiden Lektüretechniken des homophoben öffentlichen Diskurses gerichtet sind.« (Haase 2005: 8f.) Diese ambivalente Logik ergibt sich aus ebenjenem Widerspruch im Sexualitätsdiskurs, den Foucault dezidiert herausgearbeitet hat (vgl. Foucault 2017 [1976]). Die diskursive Forderung nach Unsichtbarkeit von queerer Sexualität oder Abweichungen von hegemonialen Geschlechtsdarstellungen ist ubiquitär und Sexualität und Geschlecht dadurch stets präsent. Demgemäß wird das Queere der Öffentlichkeit verwiesen, zur Zielscheibe oder als Exotisches präsentiert. Diese ambivalente Logik produziert die Herstellung der Heteronormativität.

Lilas Entscheidung, sich nicht öffentlich zu präsentieren, und meine Irritation dadurch spiegeln ebenjene doppelte Anrufung: Sedgwicks Vorstellung des verpflichtenden und verbotenen Coming Outs. Da ich Lilas Auftreten als offen und selbstsicher wahrnehme, gehe ich davon aus, dass sie auch im Beruf mit ihrer Identität sichtbar ist. Meine irritierte Reaktion aufgrund meiner Fehlinterpretation lässt sich aber auch als mein Befolgen des Paradigmas der Pflicht lesen. Ich bin davon irritiert, dass Lila sich nicht öffentlich outet, was in ihrem Fall einem Sich-Zeigen in der Öffentlichkeit gleichkommt. Lila widersetzt sich dieser diskursiven Pflicht jedoch nicht, indem sie versucht, ihre Queerness zu verstecken, d.h. öffentlich im Versteck bleibt, sondern indem sie sich dem öffentlichen Auftritt völlig entzieht. Sie positioniert sich damit auf keiner Seite des Verstecks, weder bleibt sie darin, noch kommt sie raus. Vielmehr wählt sie ein taktisches Dazwischen. Dieses Dazwischen lässt sich gut mit Lilas Begriff der ›Durchsichtigkeit‹ beschreiben.

4.1.1.2 Herstellung einer Sprechposition

Diesem Bedürfnis nach Durchsichtigkeit scheint Lilas alltägliches Erscheinungsbild diametral entgegenzustehen. Als ich sie interviewe, trägt sie sehr leuchtende Farben und darauf abgestimmten, auffälligen Nagellack. Ihre außergewöhnliche Haarfarbe sticht mir gleich zu Beginn beim Betreten des Raumes ins Auge. Sie erklärt im Interview, dass sie aufgrund ihres Aussehens auch ohne diese Akzentuierungen häufig sehr viel Aufmerksamkeit auf der Straße oder in öffentlichen Räumen auf sich zieht. Dies führt sie darauf zurück, dass sie nicht in die hegemoniale Gendernorm der Zweigeschlechtlichkeit passt. Sie betont jedoch mehrmals, dass sie »nur in Ruhe gelassen werden« will und gerade nicht im Mittelpunkt stehen möchte. Doch diesem Wunsch scheint ihre Erscheinung entgegenzustehen, denn sie unterstreicht ihren Geschlechtsausdruck durch ihren Style. Als ich dies anspreche, markiert sie ihren Look selbst als Sturheit:

»Das ist ja ein Unterschied, ob man im Alltag offensichtlichst queer ist oder in queeren Räumen abends oder so. [...] ich bin ... in jedem Moment in meinem Leben offensichtlich queer und lebe voll uneindeutig und bekomme relativ viel Aufmerksamkeit in verschiedensten Ausprägungen. Aber ich mach das jetzt ja schon mit so einer Sturheit. Ja das ist für mich die einzige Kondition, das zu leben. Aber ich mach das jetzt nicht, weil ich glaube ... Also ich will natürlich trotzdem in meinem Leben in erster Linie Ruhe.

Und das ist jetzt nicht mit irgend so einem politischen Bewusstsein, dass ich irgendwie glaube, ich trete jetzt voll die Welle los, wenn ich – so wie ich es tue – rumlaufe. Ich will echt nur in Ruhe gelassen werden. Aber wenn ich durch das, wie ich bin und wie ich aussehe, Aufmerksamkeit bekomme, dann habe ich für mich herausgefunden, dass ich mich besser damit fühle, wenn ich das noch stärker akzentuiere und offensiver damit umgehe.« (Lila)¹⁰

Lila stellt heraus, dass sich Erfahrungen außerhalb queerer Räume für sie danach unterscheiden, inwieweit die Sichtbarkeit der eigenen Queerness reguliert werden kann. Die Unterscheidung von Erfahrungen in und außerhalb queerer Räume wird für Lila folglich auch von der Sichtbarkeit ihrer Queerness strukturiert. Sie macht deutlich, dass sie auch außerhalb queerer Räume als queer wahrgenommen wird und betont, dass sie nicht versucht, sich anzupassen. Damit kontert sie vorausseilend die unausgesprochene Vorstellung oder gesellschaftliche Annahme, dass mit dem Nicht-Passen in hegemoniale Körper- oder Geschlechternormen stets das Bedürfnis der Betroffenen nach Unsichtbarkeit einhergeht. Dieser unausgesprochenen Annahme begegnet Lila mit ihrer Aussage, dass sie sich ohnehin nicht verstecken kann und reagiert auf die Pflicht des Coming Outs im Alltag mit performativer Betonung des *being different* und im künstlerischen Leben mit ihrer Durchsichtigkeit als Künstlerin. Lila fühlt sich besser, wenn sie diese Auffälligkeit im Alltag zusätzlich durch einen markanten Klamottenstil, grelle Farbkombinationen, auffälliges Make Up etc. betont. Für sie ist das Verstecken ihrer Queerness keine lebbare Option. Sie will zwar nicht auffallen, jedoch kann sie dies vor diesem Hintergrund nicht vermeiden. Auf den ersten Blick erscheint ihre Situation wie ein Dilemma. Lila kann sich aufgrund ihres Nicht-Passens in die Zweigeschlechternorm nicht verstecken. Diese Optionslosigkeit wendet Lila jedoch für sich. Sie kämpft nicht dagegen an, versucht nicht, unauffällig zu sein. Vielmehr nimmt sie die ihr zugewiesene Position und interpretiert sie in ihrem Sinne für sich um und dieses Uminterpretieren geht einher mit ihrer Durchsichtigkeit als Künstlerin.

Aus ihren Beschreibungen höre ich rebellischen Trotz:

Lila: »Viel Aufmerksamkeit und schräge Blicke krieg ich sowieso, ob ich mich dann irgendwie noch spezieller anziehe ... das macht es mir dann irgendwie einfacher.«

E.: »Ok, du kriegst andere Reaktionen darauf und damit kannst du besser umgehen.«

Lila: »Nein, aber mein Standing ist anders. Ich bin aktiver. Es ist eine aktivere Entscheidung. Und niemand kann sich in irgendeiner Form einbilden, sie entdecken etwas, was ich zu verstecken hätte. Das ist halt eher so ein: »Ja, ich bin da.« Nicht so ... die schräge Erfahrung mache ich so und so. Und dann geht's mir auf jeden Fall ... Keine Ahnung ... Es drückt vielleicht ein anderes ... macht eine selbstbewusstere Ansage vielleicht.«

Sie empfindet das Annehmen dieser ihr zugewiesenen Position des *being different* und ihre Interpretation davon als »selbstbewusstere Ansage«. Diese Aneignung und positive Umdeutung des zugewiesenen Andersseins erschafft eine von ihr gewählte Position,

10 Ähnlich erzählt mir eine queere Schwarze Person außerhalb eines Interviews, dass sie in ihrer Jugend einen sehr auffälligen Klamottenstil hatte (z.B. Glitzerhut, neonfarbene Stiefel), da das ihr Weg war, damit umzugehen, als eine der wenigen Schwarzen Personen stets angestarrt zu werden. Der Klamottenstil gab ihr das Gefühl, aufgrund dessen angeblickt zu werden.

von der aus sie sprechen kann, eine intelligible Position, die ihrer eigenen Interpretation entstammt und die ihr ein »Standing« gibt, in dem sie sich wohlfühlen scheint. Denn sie fühlt sich selbstbewusst. Sie kann selbst steuern, wann wer welche Informationen über sie hat. Diese Steuerung wird ihr auch ermöglicht durch die Durchsichtigkeit ihrer Identität als Künstlerin bei gleichzeitiger Hervorhebung ihres Andersseins im Alltag. Ihre Informationssteuerung setzt voraus, dass sie keine öffentliche Person ist. Die Subjektivierung vollzieht sich im Spannungsfeld von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Handlungsfähigkeit verortet sich in dieser taktischen Aushandlung von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit und lässt sich im vorliegenden Beispiel erfüllen.

Ihre Entscheidung, nicht zu versuchen, sich vor der Aufmerksamkeit im Alltag zu verstecken, sondern vielmehr darüber hinaus die Aufmerksamkeit zu füttern und regelrecht anzufeuern, führe ich auf zwei sich bedingende Gründe zurück. Zum einen führe ich diese Entscheidung eine rebellischen Haltung zurück, auf die Verweigerung, der Fehlanrufung Folge zu leisten, zum anderen resultiert sie zugleich aus einer Notwendigkeit des Überlebens. Aus der Unmöglichkeit, der normativen Anrufung entsprechen zu können, entsteht emotionale Dissonanz, ein Gefühl der Dissonanz, ein Gefühl des Nicht-Passens des eigenen Selbsts mit dem imaginierten Ideal. Dieses Gefühl des Nicht-Passens, also die emotionale Dissonanz, zeigt sich in Sätzen wie »schräge Blicke krieg ich sowieso«. Claire Hemmings beschreibt dieses Gefühl des Nicht-Passens als »affective dissonance« (Claire Hemmings 2012: 148). Dieses Gefühl kann sich bei Menschen einstellen, die offensichtlich nicht in hegemonial-wirksame Normen passen und sozialen Zuschreibungen nicht entsprechen. Es kann sich eine Dissonanz, ein Widerspruch, zwischen gesellschaftlichen Vorstellungen (hegemonialen Normen) und gelebten Erfahrungen (real existierenden Körpern) einstellen (vgl. Hemmings 2012: 150). Die Dissonanz kann das Gefühl entstehen lassen, falsch zu sein und nicht wertgeschätzt zu werden, da etwas am eigenen Sein nicht stimmt und kann sich folglich aus Fehlanrufungen ergeben.

Durch diese Dissonanz entsteht jedoch zugleich ein Möglichkeitsraum. Dieser zeigt sich im Interviewmaterial von Lila in den Praktiken des *being different* in der positiven Umdeutung des Stigmas des Andersseins. Diese Funktionsweise äußert sich für Lila in gefühlter Handlungsfähigkeit. Lila hält die emotionale Dissonanz nicht einfach aus, sondern macht sie sich zu eigen, wendet sie positiv für sich und betont den empfundenen Widerspruch. Durch diese eigenwillige Interpretation des Stigmas reduziert sich die Dissonanz. Lila stellt sich so gegen eine potenzielle Angst, trotz dem Prekärsein und der fehlenden Intelligibilität. Alle Aufmerksamkeit im Alltag auf sich zu ziehen, lässt Lila die ersehnte Ruhe erfahren. Denn die Überhöhung des zugeschriebenen Andersseins ist zugleich ein Heraustreten aus der Zuschreibung und Fremddefinition. Dieses Heraustreten aus dem Versteck gibt ein Gefühl von Kontrolle darüber, welche Vorstellung sich das Gegenüber macht. Es ist dieses Gefühl, das auch Edwards beim Coming Out empfand und als befreiend und exponierend beschrieb (vgl. Edwards 2009: 48). Mit Hemmings lassen sich Praktiken des *being different* fassen als Minimierung der gefühlten Dissonanz durch diese positive Umdeutung. Die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, schwächt in diesem Sinne Lilas Gefühl, dass die imaginierte Vorstellung nicht mit der gelebten Erfahrung übereinstimmt und schwächt daher ihre gefühlte Dissonanz. Praktiken des *being different* können als ein Anschreien gegen Zuschreibungen und Vorannahmen des Gegenübers interpretiert werden. Diese starke Betonung des Andersseins scheint die Be-

deutung dieses Stigmas zu verschieben, was sich für Lila in gefühlter Bestärkung äußert. Lila formuliert diese gefühlte Informationskontrolle, wenn sie sagt: »Und niemand kann sich in irgendeiner Form einbilden, sie entdecken etwas, was ich zu verstecken hätte.« Lila eignet sich das sonst degradierende Stigma an und verwendet es für sich positiv als Schutzschild.

Neben dieser Dissonanzreduzierung findet mit den Praktiken des *being different* eine ähnliche eigenwillige Zitierweise, Aneignung und diskursive Verschiebung wie bei der positiven Besetzung des Begriffs ›queer‹ statt (vgl. Voss 2005: 1108). Diesen Umdeutungsmechanismus diskutiert Butler am Beispiel von Drag Performances (1993: 383ff.). Dabei erkennt Butler in solchen Praktiken eine »*disobedience*« (1993: 382), d.h. Ungehorsam, Missachten oder Verweigerung hinsichtlich der geschlechtlichen Anrufung durch die Norm. Damit grenzt sich Butler von der Althusser'schen Vorstellung ab, dass kein Missachten der Interpellation, also der Anrufung, möglich wäre. Sie stellt seiner Annahme entgegen, dass es die Möglichkeit der Reartikulation gibt, die die Norm infrage stellen kann (vgl. Butler 1993: 382). Praktiken des *being different* ähneln ebenjenem performativen Prinzip, auf das Butler mit ihrem Verständnis von Drag aufmerksam macht: Normen werden anders zitiert, als ihre hegemoniale Manifestation es vorsieht und verändern so ihre Wirkung. Butler verortet in solchen Praktiken die Möglichkeit diskursiver Verschiebungen. Solche Mechanismen lassen sich in Praktiken des Drag nachzeichnen. Drag ist eine queere Praktik, die nicht nur in Form von Shows bereits seit einigen Jahrzehnten fester Bestandteil in queeren Szenen ist. In ihrem Buch zu queeren Styles verfolgen Adam Geczy und Vicky Karaminas solche Praktiken noch weit länger zurück und führen beispielsweise auch historische Porträts der 1920er Jahre auf (2013). Esther Newton legt in ihrem Buch *Margaret Mead Made Me Gay* (2000) eine queere Anthropologie US-amerikanischer queerer Szenen zwischen den 1970er und den 1990er Jahren vor. Sie stellt bei der Beschreibung der Praktiken des Drag vor allem die Geschlechtsdarstellung in den Vordergrund: »[A] drag queen is a homosexual man who often, or habitually, dresses in female attire (A drag butch is a lesbian who often, or habitually, dresses in male attire)« (Newton 2000: 18). Bei Drag geht es weniger um die Sexualität – was dieses Zitat auch implizieren kann – als vielmehr um die Nachahmung und Parodie des Geschlechts, darum, sich selbst geschlechtlich auszudrücken und vielleicht auch darum, Gender zu destabilisieren. Letzteres beschreibt Butler auch als ungeplanten diskursiven Effekt. Der *drag ball* »involves the phantasmatic attempt to approximate realness, but it also exposes the norms that regulate realness as themselves phantasmatically instituted and sustained« (Butler 1993: 130). Dem schließen sich auch Geczy/Karaminas in ihrer Beschreibung von Drag Kings an: »Kinging is about performances, excess and politics. It is about exploding the normative gender system, and stretching sexual codes to open a space to redefine masculinities and femininities.« (Geczy/Karaminas 2013: 122) Geczy/Karaminas verstehen das Kinging und Queening¹¹ folglich als Ausdehnung von

11 ›Kinging‹ meint die Geschlechtsperformanz des Männlichen durch Menschen, welchen bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugewiesen wurde. Die Geschlechtsperformanz wird hierbei durch Kleidung, Make Up, symbolträchtige Accessoires etc. unterstützt. ›Queening‹ meint entsprechend die weibliche Geschlechtsperformanz etc. (z.B. Dragqueen).

geschlechtlichen Vorstellungen und als Uminterpretieren von Weiblichkeit und Männlichkeit. In den betrachteten queeren Räumen in Berlin gehören solche Praktiken als Performances sehr häufig zur Queerparty oder zur Queerbar, was im 5. Kapitel näher betrachtet wird. Dragging wird eine zentrale Rolle in den betrachteten Räumen eingeräumt. Drag tritt hier meist auf der Bühne als Performance oder als Off-Stage-Show¹² in Erscheinung. *On* oder *off stage* in Drag sichtbar zu werden, gehört meist zum Drag dazu.

Anders hat sich für die Praktiken der Betonung des *being different* gezeigt, dass sie gerade nicht auf die Bühne gehören und folglich der queeren Kategorie des Drag nicht entsprechen. Sie sind Teil des Alltags und unterscheiden sich in diesem Punkt vom Bühnen-Dragging. Sie folgen einer eigenen Logik. In dem hier diskutierten Interviewbeispiel von Lila erscheinen die Praktiken des *being different* als Überhöhung des Nicht-Passens in die Zweigeschlechternorm. Sie arbeiten mit einem ähnlichen Mechanismus wie Drag. Jedoch geht es bei den Praktiken des *being different* nicht so sehr um die geschlechtliche Darstellung oder Parodie wie bei den Praktiken des Dragging. Vielmehr lassen sich diese Praktiken als Parodie und Umdeutung des Otherings lesen. Zwar ist die geschlechtliche Darstellung nicht irrelevant, denn sie bildet im beschriebenen Beispiel die Basis der Zuschreibung des Andersseins. Allerdings bildet sie und ihre Parodie nicht den Kern der Praktiken, wie dies beim Dragging der Fall ist. Praktiken des *being different* können als spezifisch queere, gelebte Taktik gegen Heteronormativität und damit einhergehende Demütigungen, Stigmatisierungen und Diskriminierungen verstanden werden. Sie erscheinen mehr noch als Überlebensstrategie, die sich aus einer zunächst scheinbaren Optionslosigkeit ergibt. Auch Doing Drag kann diese Überlebensfunktion für Subjekte einnehmen. Zentral für die Praktiken des *being different* ist nicht das nicht-hegemonial-normative Zitieren der Geschlechternorm (was sicherlich auch einen Teil der Performance des *being different* darstellt), sondern die Überhöhung und Akzentuierung des zugeschriebenen Stigmas. Die Stigmatisierung erfährt Lila aufgrund ihrer alltäglichen nicht-binären Gestalt. Lila kann sich ohnehin nicht verstecken und akzentuiert dies, anstatt es zu verbergen. An Stelle von Scham tritt Stolz. Sie greift das gesellschaftliche Stigma der trans* Personen auf und führt diese Zuschreibung vor. Das Stigma, das auch zur Sprachlosigkeit führen könnte, verleiht stattdessen eine Position, von der aus sie sprechen kann.¹³

4.1.1.3 Situativität der Wirkweise

Die Funktionsweise der Praktiken des *being different* durch die positive Umdeutung zeigt sich nicht nur geradlinig – wie eben anhand von Dissonanzreduzierung und diskursiver Verschiebung dargestellt –, sondern hat verschiedene Richtungen. Lila beschreibt auch Situationen, in welchen sie auf der Straße belästigt wird:

12 Beispielsweise werben Events mit in der Szene bekannten Dragqueens, die einerseits das Gesicht einer Party sind (oft auch Mitorganisator_in) wie Juressica Parka (siehe <https://www.jurassicapark.a.com>) oder Gloria Viagra (www.homowiki.de/Gloria_Viagra) und andererseits während der Party Gäste empfangen, unterhalten und natürlich grandios aussehen.

13 Einen ähnlichen Mechanismus beschreibt Tayler hinsichtlich des Stigmas von Schwarzen Menschen (2018).

»Da kam auch irgendwie so ein Typ, ob ich jetzt boy oder girl wäre. Da hab ich gesagt, er soll sich verpissen. Da meinte er, das sei doch das größte Kompliment, das er mir machen kann. Da meinte ich, das Beste, was du machen kannst, ist, du verziehst dich.«
(Lila)

Ein Passant auf der Straße spricht sie auf dem Nachhauseweg mit der Frage an, welches Geschlecht sie hat. Der Mann scheint sich von Lilas nicht-binärem Geschlechtsausdruck so provoziert zu fühlen, dass er nicht ohne die Information über ihr Geschlecht an ihr vorbei geht. Er scheint davon auszugehen, dass Lilas *being different* und seine cis-männliche Position ihn berechtigen, solche Fragen zu stellen. Sein Verhalten legt das Bedürfnis offen, einen unklaren Körper oder Geschlechtsausdruck ›richtig‹ zu lesen und zu kategorisieren, was Brown treffend als *policing* fasst (vgl. Brown 2009: 117). Auch lässt sich hier sehr deutlich der Othering-Prozess herauslesen. Der Passant markiert Lila als anders, als nicht in die Norm passend, und hebt damit zugleich hervor, dass er in die Norm passt. Zugleich wird dadurch die Zweigeschlechternorm bestätigt. Die Aussage, dass für Lila diese Frage schmeichelnd sein soll, deutet darauf hin, dass er ihr selbstbewusstes Auftreten und ihre Betonung des *being different* als gezielte Provokation versteht, die er mit seiner Frage aufgreift. Vielleicht erwartet er, dass sie sich aufgrund ihres zugeschriebenen Andersseins verstecken soll und da sie dies nicht tut, selbst Schuld hat, wenn sie Aufmerksamkeit auf sich zieht. Oder er will zeigen, dass er erkannt hat, dass sie anders ist und will dies bestätigt wissen. Doch Lila geht nicht darauf ein, sondern gibt in dieser Situation Kontra und ihr aktives Standing als Überlebensstrategie bleibt erhalten.

Vor diesem Hintergrund kann geschlossen werden, dass die Praktiken der Betonung des *being different* je nach Kontext unterschiedlich interpretiert werden und ihre Wirkweisen kontingent sind. Durchaus sind jegliche Praktiken von Kontingenz geprägt, da wir stets auf Menschen mit unterschiedlichem Wissen und verschiedenen Erfahrungen treffen und ihre Ausführungen niemals exakt gleich sein können. Praktiken werden entsprechend vor dem jeweiligen Erfahrungshorizont wahrgenommen und situativ unterschiedlich interpretiert. Den Praktiken der Betonung des *being different* ist jedoch eine besondere Art von Kontingenz zuzuschreiben. Diese Praktiken widersprechen deutlich und sichtbar der hegemonialen Zweigeschlechternorm und bergen ein erhöhtes Risiko für die performende Person je nach Kontext und Situation. Können diese Praktiken im queeren Raum ein schnelles Erkennen der Queerness abrufen, können sie auf der Straße aber auch einen Nährboden für Ignoranz, Belästigungen, Diskriminierungen und Gewalt bieten. Hier zeigen sich erneut Ähnlichkeiten zu Jason Edwards Beschreibung seines Coming Outs als befreiend und exponierend zugleich (vgl. Edwards 2009: 48). Denn das Sichtbarmachen – und in diesem Fall: die Akzentuierung – der Queerness hilft nicht nur, über die Informationen des Gegenübers mitbestimmen zu können. Es findet auch ein Exponieren von Informationen statt, die mit den gesellschaftlich-hegemonialen Normen von Geschlechtlichkeit und Sexualität kollidieren. Dieses Kollidieren ist letztendlich auch ein Grund für die unerwarteten Reaktionen beim Gegenüber.

Ähnlich wie die Geschlechtsparodie (wie Drag und Camp) können auch die Praktiken der Betonung des *being different* die Zweigeschlechternorm stabilisieren und reproduzieren. Lilas Geschlechtsausdruck mag im ersten Moment eine Irritation beim Passanten bewirken. Doch diese Irritation scheint nicht an der Vorstellung von zwei Geschlechtern

des Passanten zu rütteln. Die Zweigeschlechternorm scheint sich vielmehr darin zu reproduzieren, dass er Lila als anders, als nicht der Norm entsprechend, labelt. Diese die Zweigeschlechternorm bestätigende Wirksamkeit von Praktiken des Draging, die Butler bereits 1993 als Kehrseite der subversiven Medaille von Dragperformances am Beispiel des Films *Paris is Burning* herausarbeitete, kann auch bei den Praktiken der Betonung des *being different* stattfinden – je nachdem wie diese Praktiken situativ wirken. Draging-Praktiken bewegen sich mehr noch in der binären Logik von Geschlechtsdarstellungen als die Praktiken des *being different*, da letztere nicht das andere Geschlecht darstellen. Doch durch Othering-Prozesse und durch die Markierung von Lila als anders durch den Passanten, kann selbst die Betonung eines nicht-binären Geschlechtsausdrucks zur Bestätigung der Norm werden. Brown greift im Anschluss daran die Vorstellung des ambivalenten Charakters von Draging-Praktiken auf und ergänzt, dass eine solche Reproduktion der Zweigeschlechternorm besonders dann auftritt, wenn die Geschlechtsperformance als das sogenannte Abnormale oder Andere gelesen wird (vgl. Brown 2009: 117). Eben eine solche Markierung treffen wir in der Situation auf der Straße an. Es ist eben jene Zuschreibung der Andersheit, mit der Lila immer wieder markiert wird und die sie mit ihren Praktiken aufgreift und betont.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die uminterpretierende Betonung des *being different* sich für das performende Subjekt bestärkend anfühlen kann, was im Falle von Lila zurückgeführt werden kann auf das Schaffen einer für sie lebbareren Sprechposition durch die positive Besetzung des *being different*. Diese Sprechposition geht für Lila mit ihrer Informationskontrolle und der Reduktion der emotionalen Dissonanz einher. Dies kann sich für das performende Subjekt einerseits bestärkend anfühlen, was selbst in unerwarteten Situationen auf der Straße Wirkung entfalten kann. Trotz des empfundenen verbalen Angriffs auf der Straße behält Lila ihr aktives Standing, d.h. eine Position, von der aus sie sprechen kann. Sie fühlt sich stark und scheint die Kontrolle über die Situation zu behalten, was ich als gefühlte Handlungsfähigkeit begreife. Andererseits bergen diese Praktiken auch Gefahren der Reproduktion hegemonialer Normen und entsprechender Repressionen aufgrund der Betonung der Nicht-Entsprechung ebendieser. Auch tätliche Angriffe auf der Straße oder Beschimpfung können sich in der Ahndung sichtbarer Abweichungen von den hegemonialen Geschlechternormen begründen. Die Wirkweisen der Praktiken der Betonung des *being different* im queeren und nicht-queeren Raum sind sehr unterschiedlich. Der Ort und Kontext, in denen diese Praktiken vollzogen werden, spielen folglich eine nicht zu verkennende und ganz spezifische Rolle für ihre Wirkweisen.

4.1.2 Reinterpretation

Ähnlich wie die Praktiken der Betonung des *being different* arbeiten auch die nun im Fokus stehenden Praktiken der Reinterpretation mit der Aneignung und Umdeutung von Zuschreibungen, dennoch weisen sie andere Logiken auf. Die Un_Bestimmtheit der Praktiken der Betonung des *being different* lässt sich auch in diesen Praktiken der Reinterpretation auf ein spezifisches Prekärsein zurückführen, denn sie ergehen auch hier aus nicht intelligiblen Positionen im hegemonialen Diskurs. Weil diese Praktiken der Reinterpretation mit sozialen Zuschreibungen spielen und diskursive Subjektpo-

sitionen schaffen, lassen sie sich als identitäts-produzierende Praktiken verstehen. Daher fasse ich sie unter den Begriff der subjektiven Praktiken. Anders als beim *being different* reagieren die Praktiken der Reinterpretation aber nicht auf das Othering und die erhöhte physische Sichtbarkeit, sondern stellen sie eine Reaktion auf die Unsichtbarkeit aufgrund der fehlenden Intelligibilität und Repräsentanz von Subjekten dar. In den betrachteten queeren Räumen finden sich gehäuft Praktiken der Reinterpretation verschiedener Arten. Zuschreibungen oder Bedeutungen werden jenseits des hegemonialen Verständnisses reinterpretiert. Dies kann – wie im Falle der nun im Fokus stehenden Praktiken der Reinterpretation – zur Entstehung eigener identitärer Kategorien führen, oder aber bestehende Kategorien – was sich bei der Kategorie *queer* aber auch beim *being different* vollzieht – werden neu gefüllt. Umgedeutet und angeeignet werden in den betrachteten queeren Räumen beispielsweise auch Symbole wie die Farbe Pink oder der Stöckelschuh – beides präsentiert sich in den betrachteten queeren Räumen gerne in aufständischer Pose –, aber auch materielle Gegenstände werden praktisch reinterpretiert und umfunktioniert. Letzteres thematisiere ich unter 5.4.3. Im Folgenden stehen Praktiken der Reinterpretation durch Femmes im Fokus. Denn für Femmes hat sich im Interviewmaterial deutlich ein bestärkender Effekt dieser Praktiken für die ausführenden Subjekte gezeigt. Auch hierbei handelt es sich um subjektive Praktiken, für die sich die Entstehung gefühlter Handlungsfähigkeit im Material nachzeichnen lässt. Die Femininitätsdarstellung durch Femmes ist nur ein Beispiel solcher Umdeutungs-Praktiken.

4.1.2.1 Weiblichkeitsnormativität

Interviewpartnerinnen haben mir davon erzählt, wie glücklich sie darüber waren, als sie vom Konzept der Femme zum ersten Mal erfahren haben (vgl. Interviews Lu, Red/Gigi). Zum Beispiel erzählte mir Gigi, dass es sich für sie befreiend anfühle, dieser Art der Geschlechtsdarstellung einen Namen geben zu können. Dieses Konzept half ihr insbesondere auch Feindlichkeiten gegenüber traditionell femininer Formen von Weiblichkeit in queeren Räumen zu kritisieren. Gigis Beschreibung ihres Kennenlernens von Femme als Identitätskategorie in queeren Räumen löste für sie das Gefühl aus, nun auch in queeren Räumen ihre Weiblichkeit so darstellen zu können, wie sie will, ohne dabei als heteronormativ verstanden zu werden:

»Also für mich war es tatsächlich mit diesem ganzen Queer-Dings total toll und diese Femme-Kategorie kennenzulernen. Und mir dann ganz viel zu erlauben, was ich mir früher nicht erlaubt habe. Weil ich dachte, nee, wenn ich irgendwie feministisch bin und auf Frauen stehe, dann gibt es nur die und die Kategorie. Und vieles war dann per se antifeministisch zum Beispiel. Aber tatsächlich habe ich ziemlich viel Freude an diesen Dingen. [lacht] Dann war es so voll, ja geil, das ist eine subversive politische Praktik und ich darf machen, was ich will. Und ich darf einfach die Sachen mir nehmen und neu besetzen. Und ich finde, das hat was wahnsinnig Befreiendes. Genau. Und das wäre, glaube ich, nicht gegangen ohne die queere Kategorie von Femme. [...] Oder vielleicht wäre es gegangen, aber ich hätte ein paar Jahre mehr gebraucht und es wäre sehr viel einsamer und anstrengender gewesen. [lacht] [...] Das war auch voll so ein Yeah. Ich

wollte unbedingt eine Femme-Gruppe haben und dann machen wir die Weltrevolution. Aber das ist nicht passiert. [lacht]« (Red/Gigi)

Gleich zu Anfang des Zitats wird deutlich, dass im queeren oder (queer-)feministischen Raum ganz eigene Normen wirksam sind und vor allem wird im Zitat deutlich, wie wirkmächtig und ausschließend sie sind. Dieses Zitat deckt die Norm der Abwertung von als traditionell feminin verstandenen Weiblichkeitsdarstellungen durch cis Frauen in den betrachteten queeren Räumen auf. Gigi sich angehalten, in eine der zur Verfügung stehenden feministischen Kategorien von Weiblichkeit passen zu müssen, um nicht als un-feministisch zu gelten. Queer-feministisch sein, ist in den betrachteten Räumen mit Erwartungen über bestimmte Weiblichkeitsperformances bei cis Frauen verbunden. Als Symbole traditioneller Weiblichkeitsdarstellungen gelten Lippenstift, Nagellack, Röcke etc. bei cis Frauen. Performances von traditionellen bzw. heteronormativen Formen von Weiblichkeit können dort den Verlust von Anerkennung und scene-internem (subkulturellen) Kapital zur Folge haben. So konstatiert auch Svenja Spyra, die zu Femininität in subkulturell-politischen Räumen forscht, dass Maskulinität und Androgynie eine höhere Anerkennung in lesbischen und queeren Zusammenhängen zukommt (vgl. Spyra 2020).

Lu, eine weitere Person, die sich als Femme versteht, berichtete mir, dass sie häufig gefragt werde, ob sie wisse, dass es sich um eine queere Party handelt, was darauf deutet, dass ihre Geschlechtsdarstellung nicht als queer gelesen wurde und daher in queeren Räume zu Irritation führen kann. Lu erzählt mir im Interview auch davon, dass sie den Eindruck hat, an manchen queeren Orten ausgeschlossen oder nicht wertgeschätzt zu werden und bezieht dies auf ihre Weiblichkeitsdarstellung. Solche Regulierungen und eigene Hierarchisierungen queerer Räume benennt auch Sabine Fuchs in ihrer Arbeit zu Femmes (vgl. Fuchs 2009: 16). Abwertung erfährt häufig, wessen Praktiken als zu nah an der Norm betrachtet werden. Fuchs sieht hierbei einen Zusammenhang zur patriarchalen Geringschätzung von Weiblichkeit, die sich auch in queeren Räumen fortsetzt (vgl. Fuchs 2009: 17). Sie bezeichnet diesen Druck auch als Gewalt, die aus der geforderten Opposition von Femininität und Homosexualität in queeren Räumen hervorgeht (vgl. Fuchs 2009: 15). Auch in queeren Räumen entstehen Hierarchisierungen entlang geschlechtlicher Identität, jedoch folgt diese Ordnung einer eigenen, scene-internen Logik und wird über ein Nicht-Entsprechen zur Heteronormativität stratifiziert. Zudem scheint eine Verbindung gezogen zu werden zwischen der Geschlechtsdarstellung und Sexualität sowie einer Annahme über den politischen Standpunkt. Aus der Darstellung einer Weiblichkeit, die als traditionell feminin wahrgenommen wird, wird schnell der Schluss gezogen, diese Person könne nicht feministisch, heteronormativitätskritisch oder queer sein. Identitäten wie die feminine Lesbe entpuppen sich vor diesem Hintergrund als unmögliche Position im hegemonialen – und folgen wir Gigi und Lu – auch im queeren Diskurs. Im hiesigen hegemonialen Diskurs zeigt sich das Fehlen dieser Diskurs-Position daran, dass traditionell feminine Frauen stets als heterosexuell wahrgenommen werden, ihre Queerness bleibt unsichtbar. Der gleiche Mechanismus lässt sich in queeren Räumen feststellen, was die Wirksamkeit dieser hegemonialen Geschlechts-Diskurse auch in queeren Räumen aufzeigt.

Dem oben angeführten Zitat von Gigi ist jedoch auch zu entnehmen, dass Gigi für sich eine Möglichkeit gefunden hat, die der fehlenden Diskurs-Position Rechnung trägt: die Kategorie *Femme* füllt diese Lücke der femininen Lesbe. Gigi beschreibt sich im Interview als queer und feminine – zwei identitäre Komponenten, die sich für sie vor allem vor der Schablone scene-interner Normen zunächst widersprechen. Eine Position, die beide Komponenten umfasst, erscheint diskursiv unmöglich. Erst mit ihrem Kennenlernen der Kategorie *Femme* findet Gigi eine Identität, mit der sie sich identifizieren will, denn diese Kategorie vereint beide Komponenten und deutet diese in der Verbindung um. Die Kategorie *Femme* ist jedoch mehr als lediglich ein Name für sich scheinbar widersprechende identitäre Komponenten. Es handelt sich um eine Kategorie, die Femininität aus ihrer hegemonialen Manifestation herauslöst und im queeren Kontext eigenwillig interpretiert. In diesen Praktiken der Reinterpretation findet eine Umdeutung von Femininitäten statt, wodurch eine intelligible Position und Repräsentation im Diskurs entsteht. Die Praktiken der Reinterpretation schließen eine diskursive Leerstelle. Hier zeigt sich folglich die gleiche Funktionsweise wie bei den Praktiken des *being different*. Die Kategorie *Femme* stellt ihren Performerinnen eine für sie lebbare Position bereit, von der aus sie sprechen können, und die ihnen verschiedene Möglichkeiten der Interpretation von Weiblichkeiten eröffnet. Diese so gewonnene Position – und das ist die Besonderheit dieser Praktiken – verleiht ihren Performerinnen Bestärkung.

4.1.2.2 Bestärkung durch verschobene Subjektposition

Die Identifizierung mit dieser Position beschreibt Gigi für sich als »etwas wahnsinnig Befreiendes«, was sicherlich mit der starken Wirksamkeit scene-interner Normen, aber auch mit der Unsichtbarkeit femininer Lesben im hegemonialen Diskurs einhergeht. Der scheinbare Widerspruch von queer/lesbisch und feminin löst sich normativ für Gigi im Moment ihrer Entdeckung dieser Kategorie. Damit löst sich die Reibung ihrer performten Weiblichkeit mit scene-internen Normen, denn ihre Weiblichkeitsdarstellung erhält durch das Konzept der *Femme* nicht nur einen Namen, auch lässt sich dieses Konzept als subversive Praktik in queeren Räumen legitimieren. Diesen befreienden Moment im Zuge des Kennenlernens dieser Kategorie hat auch Lu erlebt, was sie mir im Interview wie folgt berichtet:

»Es hat mir geholfen, einen Namen dafür zu haben. Und als ich dann auch noch dieses tolle Zine – wie hieß das noch gleich. irgendwas mit Lipstick. Da gab es eine Party dazu und das hat mich sehr empowert. Zu sehen, dass Femmephobie eine Art von Sexismus ist. Das fand ich sehr bestärkend und erleichternd. Mal wieder so, ah ich bin nicht falsch, sondern hier läuft irgendwas falsch.« (Lu)

Ähnlich wie Gigi beschreibt auch Lu das Kennenlernen dieser Kategorie für sich als bestärkend und erleichternd und führt ihre Erleichterung – wie auch Gigi – vor allem auf ein Entlarven dieser scene-internen Norm zurück. Sie verwendet das Wort *Femmephobie*, was sie als Feindlichkeit gegen Femininität im queeren Raum benennt. Mit den Praktiken der Reinterpretation erhalten nicht nur Femmes einen Namen, sondern auch kann diese Kategorie als ein Eingeständnis der Existenz der scene-internen Norm der Abwertung spezifischer Weiblichkeitsdarstellungen durch cis Frauen gelesen werden. Die Kategorie der *Femme* zeigt Lu auf, dass es auch in queeren Räumen zur Diskrimi-

nierung bestimmter Geschlechtsdarstellungen kommt, negative Reaktionen auf ihre Geschlechtsdarstellung strukturell verankert sind und folglich Lu's Erfahrungen keine individuellen Einzelerfahrungen darstellen. Diese Abwertungsnorm wird durch diese neue Kategorie explizit, benennbar und dadurch angreifbar. Das Sichtbar-Werden der Norm hat daher den Effekt, dass das Gefühl der Deplatzierung, das durch Reibung mit dieser scene-internen Norm von Weiblichkeit entsteht, verschwindet. Lu beschreibt diesen Moment als Umkehr ihrer Interpretation der Ursache für ihr Unwohlfühlen, ein Moment, den sie für sich als bestärkend erlebt. Nahm sie zuvor an, dass sie nicht in den queeren Raum passt, verändert sich diese Interpretation durch die Explizierung der Norm. Schließlich wird diese Norm als Ausschluss-Mechanismus von Subjekten, für die laut imaginiertem Basiskonsens queere Räume ein Schutzraum sein wollen, entlarvt. Die Norm kann nun als Diskriminierung von Femmes benannt werden. Damit verschiebt sich der Widerspruch vom Nicht-Passen der Femme mit den normativen Vorgaben hin zum Nicht-Passen dieser Norm im queeren Raum. Schließlich ermöglichen die Praktiken der Reinterpretation durch diese Verschiebung eine lebbare Sprechposition für Femmes, was diese bestärkend erleben können und worin sich gefühlte Handlungsfähigkeit verorten lässt.

Im Zitat von Gigi klingt zudem noch ein weiterer Grund an, warum die Praktiken der Reinterpretation als bestärkend wahrgenommen werden. Gigi erzählt, dass sie eine Femme-Gruppe gründen wollte. Hier zeigt sich deutlich die Funktionsweise von identitären Kategorien: durch ihre Benennung und die Zuweisung einer Position im Diskurs führen sie zur Repräsentation und Sichtbarkeit. Lu schildert ein Erleben dessen explizit:

»Ich konnte dann endlich richtig darüber reden. Ich konnte Menschen finden, die ähnlich denken und fühlen. Ich konnte dann zu Femme-Veranstaltungen gehen und mich nicht mehr so allein damit fühlen und mit Menschen darüber sprechen, weil ich die Sprache dafür hatte.« (Lu)

Die Benennung macht es möglich, sich auf Grundlage dieser Kategorien zu verbünden. Der Vorteil dieser Benennung wird in diesem Zitat sehr deutlich, denn sie schafft die Grundlage für die Annahme geteilter Erfahrungen. Die entstehende Position im Diskurs bringt zur Sprache, was zuvor als Leerstelle im Diskurs verschwand. Eine gemeinsame Kategorie ermöglicht die Verbindung mit Anderen und das Verstehen eigener Erfahrungen als etwas, das mit anderen Subjekten geteilt wird. Doch diese Medaille hat auch eine Kehrseite, denn die Annahme geteilter Erfahrungen auf Grundlage identitärer Kategorien kann auch zu Stereotypisierungen, Vorurteilen und Ausschlüssen führen, denn leicht kann es zu Generalisierungen innerhalb einer identitären Kategorie kommen. Für Gigi und Lu schaffte das Kennenlernen aber vor allem zunächst eine Möglichkeit der Sprache und Sichtbarkeit, was politische Forderungen und Verbündetenschaft ermöglicht oder erleichtert. Da dies von Lu als bestärkend beschrieben wird, interpretiere ich dies als gefühlte Handlungsfähigkeit.

Die gefühlte Handlungsfähigkeit lässt sich zudem auch über den entstehenden Möglichkeitsraum durch die verschobene Nachahmung erklären, denn das dadurch entstehende Potenzial kann die Lebensmöglichkeiten für Subjekte erweitern. Doch dieses Potenzial ist im hegemonialen Raum nicht immer sichtbar. Spivak zeigt am Beispiel eines Widerstands gegen eine rituelle Witwenverbrennung (die Sati), dass ein Akt des Wi-

derstandes als solcher im hegemonialen Diskurs nicht gehört wird und dennoch hier Handlungsfähigkeit entstehen kann. Hierbei beschreibt Spivak (2008 [1988]) eine Frau, die vor ihrer hinduistischen Witwenverbrennung auf ihre Menstruation wartet und deutet dies als Akt des Widerstandes, da dies die Sati verunreinigt, denn die Witwenverbrennung darf erst vier Tage nach dem Menstruieren vollzogen werden. Isabel Miko Iso deutet Spivaks Beschreibung als **Mimikry**, eine verschobene Kopie der Norm und Umdeutung (vgl. 2011: 251). Miko Iso stellt mit Bezug auf dieses Beispiel im Anschluss an Spivak zudem heraus, dass solche Kopien Raum lassen für einen spielerischen Umgang mit Details und Nuancen, selbst in Situationen, die zunächst aussichtslos erscheinen, wie das Gebot der Witwenverbrennung. Damit lässt sich Handlungsfähigkeit in den Verschiebungen verorten, die sich zwischen dem Original und der Kopie der Norm ergeben, in der Differenz zwischen Bild und Abbild. Mit dem Begriff Mimikry bezieht sich Miko Iso auf Homi Bhabhas Verständnis der Mimikry (1994) der ihn verwendet, um im Kontext von Kolonialismus die Nachahmung von bzw. partielle Anpassung an koloniale Normen durch Kolonisierte zu beschreiben. Durch diese leicht veränderte Nachahmung entsteht nach Bhabha ein dritter Raum für die Unterdrückten, was ihnen Handlungsspielraum eröffnet. Mimikry bezeichnet in Bhabhas Ausführungen eine hybride Identität, die aus dem Verschmelzen des Originals und der veränderten Kopie entsteht. Bild und Abbild beeinflussen und verändern sich gegenseitig, so dass die Mimikry stets Original und Kopie umfasst. Zusammenfassend entsteht bei Reinterpretation Handlungsfähigkeit als Mimikry durch das Entstehen eines dritten Raumes an verschiedenen geopolitischen Orten und historischen Kontexten mindestens seit der Kolonialisierung wie Bhabha, Spivak und Miko Iso zeigen konnten. In dieser Traditionslinie sind auch die Praktiken der Reinterpretation von Femmes zu deuten, denn hier entsteht eine lebbare Sprechposition, was mit der Entstehung eines dritten Raumes vergleichbar ist. Dieser Moment der Differenz und ihrer Wiederholung lässt Femmes sich bestärkt fühlen, eine Sprache finden, sich verbünden und eigene Räume schaffen.

Als weitere Beispiele für ähnliche Verschiebungen von identitären Kategorien und Begriffen können neben dem prominenten Beispiel der Queer-Kategorie auch die Begriffe *Tunte*, *be_hindert* und *ver_rückt*¹⁴ oder *pervers* (*pervs*)¹⁵ herangezogen werden. Wie queer fungieren auch diese Begriffe dann gerade nicht als Schimpfwörter, sondern werden als Selbstbezeichnung angeeignet und positiv besetzt, so etwa in der Benennung der *Behindert und verrückt Pride*, eine Parade, die im Untersuchungszeitraum personelle Überschneidungen mit Teilnehmer_innen der betrachteten queeren Räumen zeigt (vgl. Protokoll 17.09.16). Solche Begriffe, die im hegemonialen Diskurs negativ konnotiert sind oder als Schimpfwörter Gebrauch finden, werden dann zu eigenen positiv besetzten identitären Kategorien. Im Aufruf zur Parade 2017 heißt es: »Freaks und Krüppel, Verrückte und Lahme, Eigensinnige und Blinde, Taube und Normalgestörte – kommt

14 Die Schreibweise mit Unterstrich von *be_hindert* und *ver_rückt* verweist auf die soziale Konstruiertheit dieser Kategorien und lenkt den Fokus weg von der Vorstellung eines Mangels des Individuums hin auf die gesellschaftlichen Zustände, die z.B. in Form von Barrieren und Normierungen diese Kategorien als anders herstellen.

15 Beispielsweise gab es eine queere Veranstaltungsreihe im Club Culture House mit dem Titel *Piglets and Pervs*.

mit uns raus auf die Straße und feiert die vierte ›behindert und verrückt feiern Pride Parade!«¹⁶ Praktiken der Reinterpretation zitieren zwar hegemoniale Normen, jedoch nicht wie es im hegemonialen Diskurs vorgesehen ist.

Doch anders als diese benannten sprachlichen Bedeutungsverschiebungen, findet die Aneignung und Umdeutung hegemonialer Vorstellungen von Weiblichkeiten durch Femmes sprachlich und praktisch zugleich statt, durch die praktische Nutzung der performativen Macht der leicht veränderten Kopie der Norm, der Rekontextualisierung von Zuschreibungen durch diese Praktiken. Sabine Fuchs spricht von Mimesis als widerpenstige Inszenierung und Umgestaltung von Geschlechtsdarstellung, denn Mimesis ist die Praktik der Wiederholung und Verschiebung der Normen durch eigene Interpretationen zugleich (vgl. 2011: 51, auch 2009). Und diese praktische Inszenierung erhält schließlich sprachlich einen Namen. Femmes interpretieren Femininität eigenwillig nicht im hegemonialen Sinne, was letztendlich die Umdeutung traditioneller Bilder von Weiblichkeit im queeren Kontext zur Folge hat (vgl. Fuchs 2011: 52). Oder anders ausgedrückt: die im hegemonialen Diskurs geprägte Bedeutung von femininer Weiblichkeiten wird aus hegemonialen Kontexten herausgelöst und im marginalen Kontext reinterpretiert und leicht verändert performt. Das Erstaunliche hierbei ist die darüber entstehende Subjektposition, die als bestärkend empfunden und beschrieben wird. Mit Judith Butlers Vokabular lässt sich dies als subversive Wiederholungen und »Resignifikationen« oder »Reinszenierungen« tradierter Weiblichkeitsvorstellungen fassen (vgl. Butler 2006: 26).

Der Begriff der Praktiken der Reinterpretation hebt auf die Perspektive der Subjekte ab, denn das Subjekt schlägt eigene Interpretationen der Norm-Zitation vor. Normen werden wiederholt abweichend des hegemonialen Verständnisses auf einer wiederkehrenden, spezifischen Weise imitiert, wovon die Bedeutung von Weiblichkeiten nicht unberührt bleibt. Die Wirkmächtigkeit dieser Praktiken geht über das subjektive Empfinden der Bestärkung hinaus: es entsteht eine identitäre Kategorie, die zur Ermöglichung diskursiver Benennung und Subjektposition führt und folglich im hegemonialen Diskurs Wirkung zeitigt. Hier lässt sich Handlungsfähigkeit verorten. Praktiken der Reinterpretation arbeiten mit der Nutzung der diskursiven Iteration, der Wiederholung von Normen, die niemals gleich sein können (Butler 1997 [1993]) und woraus sich eine Mimesis ergibt. Aber auch hier gibt es, wie im vorherigen Kapitel zu den Praktiken der Betonung des *being different* gezeigt, die Gefahr Normen zu reproduzieren und zu manifestieren. Die Umdeutung der Femmes lässt sich auch als ironische Zitation hegemonialer Normen verstehen, ähnlich wie Butler auch Drag beschreibt als »imitative structure«, als Imitation und Reproduktion hegemonialer Geschlechtlichkeit zugleich (vgl. Butler 1997 [1993]: 125). An Butler anschließend lassen sich Praktiken der Reinterpretation, wie die der Femmes, auch als Inszenierung einer Identifizierung mit Weiblichkeit verstehen, eine mimetische Inszenierung, die durch ihre »mimetische[n] Verschiebungen ihre Differenz zur Norm markiert« – wie Fuchs treffend formuliert (2011: 52). Damit schließt Fuchs an Butler an und erkennt das Potenzial dieser Praktiken für diskursive Verschiebungen und die Produktion von Handlungsfähigkeit, wenn auch nicht immer im hegemonialen Diskurs sichtbar.

16 Behindert und verrückt feiern Pride Berlin www.pride-parade.de/blog/aufruf-parade-2017 (Zugriff 09.03.21).

4.1.2.3 Affektives Empowerment

Praktiken der Reinterpretation sind jedoch nicht immer so lesbar, wie die Performenden sie intendieren. Die Umdeutung der hegemonialen Bedeutung funktioniert nicht immer und nicht automatisch, sondern zeigt sich als abhängig vom situativen Kontext (vgl. Abschnitt Weiblichkeitsnormativität). Das hegemoniale heteronormative Geschlechtswissen wird nur irritiert, wenn die Performance der Femme als queere Interpretation von Gendernormen verstanden wird. Anderenfalls können solche Praktiken auch gegenteilig als Entsprechung an hegemoniale Vorstellungen von Weiblichkeit interpretiert werden – je nachdem wie vergeschlechtlichte Codes gelesen werden. Mir ist beispielsweise immer wieder im Feld von Problemen am Einlass von queeren Orten berichtet worden, weil an der Tür die Queerness infrage gestellt wird. Aber auch wenn diese Praktiken die Gefahr bergen, nicht im Sinne der Performenden interpretiert zu werden und hegemoniale Formen von Weiblichkeit reproduzieren, so tragen sie dennoch das Potenzial der Bestärkung für die Performenden – dies zeigt sich jedoch situationsabhängig. Durch diese Praktiken erfüllen die Performenden Handlungsfähigkeit situativ. Bei den Praktiken des *being different* und der Reinterpretation – und teilweise auch die Disidentifikation, die im nächsten Teilkapitel thematisiert wird – basiert die gefühlte Handlungsfähigkeit auf *affektivem Empowerment*.

Mit **affektivem Empowerment** beschreibt Lawrence Grossberg einen emotionalen und körperlichen Zustand des Subjektes, in dem zusätzliche Energie freigesetzt wird, mehr Handlungsoptionen für sich wahrgenommen werden und sich ein Gefühl einstellt, dass es eine wichtige Rolle spielt, am Leben zu sein. Das affektive Empowerment generiert für Subjekte Gefühle, Kontrolle über ihr Leben und ihr Handeln zu haben. Grossberg von einer »articulated site and a site of ongoing articulation« (Grossberg 1992: 126). Es ist diese Möglichkeit der Artikulation, die dem Subjekt *gefühlte Handlungsfähigkeit* verleiht. Grossberg spricht in diesem Sinne davon, das transformative Potenzial in einer Situation zu erfüllen: die Fähigkeit »to continue to struggle to make a difference«¹⁷ (Grossberg 1992: 85). Affektives Empowerment stellt eine von zwei Möglichkeiten dar, wie gefühlte Handlungsfähigkeit entsteht. Zur zweiten Möglichkeit komme ich in den folgenden Kapiteln. Gefühlte Handlungsfähigkeit entsteht hierbei durch die Reduzierung der emotionalen Dissonanz bzw. der verschobenen Nachahmung, indem eine lebbare Position hergestellt wird. Ähnlich lassen sich die Aussagen in meinem Material interpretieren, wie ein aktiveres Standing haben oder mehr Handlungsoptionen zu erkennen. Aus Erzählungen lässt sich das Gefühl der Bestärkung schließen, wenn Praktiken als bestärkende Abhilfe vor der Ausweglosigkeit beschrieben werden. Solche Gefühlszustände versteht Grossberg als sehr relevant beispielsweise für die Entwicklung neuer Bedeutungen, Formen von Vergnügen und die Erfindung neuer Identifizierungen und sieht sie zugleich auch als ein Schutzschild gegen Frustrationen, Schmerz und Entfremdung (vgl. Grossberg 1992: 85f.).

Grossberg selbst spricht hierbei von affektiven Zuständen des Subjekts, um hervorzuheben, dass es sich hierbei um ein Resultat aus spezifischen Konstellationen handelt (auch wenn er begrifflich nicht zwischen Affekt und Gefühl trennt). Das affektive Empowerment entsteht situativ durch soziale, nicht soziale wie historisch-narrative Fakto-

17 Rainer Winter gibt eine prägnante Zusammenfassung Grossbergs Konzept in Winter 2008: 207.

ren innerhalb einer spezifischen Konstellation. Ich höre spannungsgeladene Musik aus einem vorbeirauschendem Auto und bekomme einen Schreck, Gänsehaut und bin empört – ein Beispiel, das für Grossberg eine affektive, spannungsgeladene Situation beschreibt. Mit dem hier vorliegenden Begriffsverständnis von Affekt und Gefühl, lässt sich die Situation als affektiv spannungsgeladener Moment beschreiben, der den Gefühlszustand der Empörung bei mir auslöst. Mein Körper reagiert auf einen affektiven Moment oder eine affektive Ladung des Kontexts. Affektives Empowerment entsteht im Moment und kann sich in der gefühlten Handlungsfähigkeit äußern. Die gleichen Affekte können sich bei unterschiedlichen Subjekten zu völlig unterschiedlichen Gefühlen umwandeln. Die gleiche Situation mit dem vorbeirauschendem Auto bewirkt bei meiner Partnerin neben mir vielleicht affektives Empowerment, weil sie den Song kennt und damit ein aufregendes Konzert verbindet. Daher spricht Grossberg auch davon, dass das affektive Empowerment im Kontext eines Empowerment-Netzwerkes entsteht, das Grossberg als »affective alliance« beschreibt (vgl. Grossberg 1984: 227).¹⁸ Die affektive Allianz versteht Grossberg als ein Segment einer kulturellen Formation, d.h. eine spezifische Konfiguration von Texten, Praktiken und Menschen, wie er sie z.B. im Rock findet (1984). Die Rock Allianz beinhaltet beispielsweise eine bestimmte Musik, gewisse Styles, bestimmte Verhaltensformen und Sprechweisen, Arten zu Tanzen, Drogen, Fans usw. und sie kann affektives Empowerment für einige Menschen herstellen (vgl. Grossberg 1992: 397). Mit Grossberg könnten die im nächsten Kapitel beschriebenen Queeren Räume als eine affektive Allianz verstanden werden. Zugleich warnt Grossberg aber auch davor, dass Affekt immer auch eine ideologische Komponente beinhaltet. Affekte und Gefühle werden über alltägliche Praktiken transportiert und verkörpert, sie können folglich handlungsleitend sein, bleiben jedoch schwer greifbar (Cvetkovich 2014: 58; Bargetz 2014: 122). Affekt selbst kann niemals definieren, was Bedeutung hat und was nicht, sondern wird damit aufgeladen und kann folglich Ideologie, Normen oder diskursive Vorgaben weitertragen, verstärken und vor allem unbemerkt legitimieren, was Gefahren und Potenziale zugleich birgt – darauf wird an späterer Stelle tiefer eingegangen. Das affektive Empowerment kann die aufzubringende Energie bereitstellen, um veränderte Subjektpositionen zu halten und wirkt folglich daran mit, diesen Status Quo zu erhalten oder auch Transformationen zu begünstigen.

Dass in den betrachteten Praktiken affektives Empowerment entsteht, kann den Beschreibungen der Subjekte entnommen werden. In Praktiken der Betonung des *being different* und der Reinterpretation ist dies in den Erzählungen naheliegend, da mir die Personen davon berichteten, welche hohe Bedeutung diese Praktiken für ihr Selbst und ihr Standing in der Welt einnehmen. Sie fühlen sich durch diese Praktiken bestärkt und selbstbewusster. Gefühlte Handlungsfähigkeit zeigt sich in den ersten beiden Formen der betrachteten subjektiven Praktiken am affektiven Empowerment.

Deutlich zeigt sich, dass Praktiken der Reinterpretation Subjekten *gefühlte Handlungsfähigkeit* verleihen. Bereits die Betrachtung der Praktiken der Betonung des *being*

18 In *Rock and Roll and the Empowerment of the Everyday Life* spricht Grossberg noch vom »empowering effect« durch Rock and Roll (1984: 227). Erst in *We gotta get out of here* spricht er von »affective empowerment«, dessen Produktion er dem Rock, und vor allem auch Populärkultur zuschreibt (1992: 85). Auch das Konzept der *affective alliance* entwickelt er über verschiedene Werke.

different deutete auf diesen Mechanismen, da auch dabei Informationskontrolle und die Reduktion der emotionalen Dissonanz als bestärkend beschrieben wurde. Auch die Praktiken der Reinterpretation minimieren die emotionale Dissonanz, die durch Reibung mit hegemonialen, aber auch mit den scene-internen Normen entsteht. Die Beispiele zeigen, dass Handlungsfähigkeit in subjektiven Praktiken mit Gefühlen verbunden ist, denn Subjekte fühlen sich mehr oder weniger handlungsfähig. Sichtbarkeit und eigenwillige Interpretation der Fehlanrufung spielen eine nicht zu verachtende Rolle für die Produktion gefühlter Handlungsfähigkeit in den Praktiken der Reinterpretation, wie auch in den Praktiken des *being different*. Durch die Umdeutung, Aneignung und der damit einhergehenden Entstehung einer lebberen Position für die Subjekte, fühlen sich diese Praktiken bestärkend an.

4.1.3 Disidentifikation und identitäres Changieren

Subjekte können sich mit zugewiesenen Identitäten, entsprechenden Zuschreibungen und Erwartungen identifizieren – aber auch disidentifizieren oder zwischen Identitäten changieren. Mit Fokus auf die Interviews mit Esra und Jong betrachtet dieses Kapitel die Funktionsweise der Praktiken der Disidentifikation und des identitären Changierens und fragt, wie hierbei gefühlte Handlungsfähigkeit entsteht. Zentral für diese Betrachtung sind die verschiedenen Identitäten der Subjekte. Diese Praktiken nutzen taktisch den diskursiven Spielraum, der sich in Brüchen des Diskurses ergibt, indem sie identitäre Zuweisungen entgegen den Erwartungen des Gegenübers zitieren oder zwischen verschiedenen Identitäten changieren. Wie auch die Praktiken der Betonung des *being different* und der Reinterpretation produzieren auch die nun im Fokus liegenden Praktiken eine Sprechposition für die performenden Subjekte – jedoch verweilen sie nicht in diesen Positionen. Den diskursiven Spielraum zu spüren, kann sich in unterschiedlichen Gefühlen der Subjekte widerspiegeln. Die beiden bereits besprochenen Praktiken der Betonung des *being different* und der Reinterpretation produzieren gefühlte Handlungsfähigkeit über ein »affektives Empowerment« (Grossberg 1992: 85), also über das bestärkende Gefühl, die Kontrolle über die Situation zu haben. Die Praktiken der Disidentifikation oder des Changierens zeichnen sich nicht nur durch ihren bestärkenden Effekt aus, sondern sie werden taktisch als ein Sich-zur-Wehr-Setzen eingesetzt. Im Zentrum dieser Praktiken steht nicht die Reduktion der emotionalen Dissonanz oder eine verschobene Zitierung wie in Praktiken zuvor, woraus eine spezifische Subjektposition hervorgeht. Für die Disidentifikation ist vor allem die Zurückweisung von identitären Zuschreibungen ausschlaggebend und das taktische Annehmen verschiedener Identitäten. Nicht eine neue identitäre Kategorie entsteht wie etwa bei der Reinterpretation, sondern zwischen verschiedenen Identitäten wird changiert. Das Changieren zwischen identitären Zuweisungen lese ich als taktisches Umgehen mit Fehlanrufungen, was nicht unbedingt zur Entstehung von affektivem Empowerment führt, aber dennoch zu gefühlter Handlungsfähigkeit. Letztere hat folglich unterschiedliche Ausprägungen: Während alle hier betrachteten subjektiven Praktiken für die Subjekte lebber Subjektpositionen herstellen, zielen manche Praktiken auf die Umdeutung und Aneignung der Fehlanrufung und andere, wie die Disidentifikation, stellen sich gegen die Fehlanrufung und arbeiten mit der Irritation des Gegenübers.

4.1.3.1 Identitäten, Subjektpositionen und identitäres Changieren

Bevor es ins Material geht, ist es nötig, mein Verständnis von Disidentifikation zu umreißen. Das Konzept der Praktiken der Disidentifikation ist entliehen von José Esteban Muñoz (1999). Er beschreibt die Disidentifikation als subjektive Praktik von Subjekten, um ihr Überleben in von der Mehrheit dominierten Räumen zu sichern (Muñoz 1999: 4). Muñoz versteht die Disidentifikation als Überlebensstrategie und minoritären Aneignungsprozess und erkennt darin ein taktisches Umarbeiten der zugewiesenen Identitäten für diejenigen, die nicht im hegemonialen Diskurs repräsentiert werden. Die Disidentifikation ermöglicht den Subjekten einen Ort, um sich selbst zu verorten, »to situate itself in history and thus seize social agency« (Muñoz 1999: 1). Auch wenn hier unklar bleibt, welches Verständnis von Handlungsfähigkeit Muñoz zugrunde legt, visiert er doch mit der Disidentifikation ähnliche Praktiken an, die ich auch in meinem Material erkenne. Er beschreibt die Disidentifikation als den Moment, in welchem die eigene Identitäts- oder Geschlechtsdarstellung hegemoniale Repräsentationen vorführt, indem die Darstellung zwar auf sie rekurriert, zugleich sie aber auch als normative Skripte porträtiert. Die Disidentifikation ist eine Praktik, die mit dem erwarteten stereotypen Bild bricht und auf diese Weise die Stereotypisierung vorführt. Die Disidentifikation entlarvt codierte Skripte der Identitätsdarstellung, ohne diese Skripte neu zu befüllen, denn vielmehr handelt es sich vor allem um eine Verneinung hegemonialer Repräsentationen durch die Produktion irritierender Bilder.

Esra scheint es bewusst zu sein, dass sie verschiedene Identitäten einnimmt, sie hat einen taktischen Umgang mit Identität, was sie im Interview auch expliziert. In der U-Bahn spielt sie durch ihre Geschlechtsperformance mit der identitären Zuweisung zur cis Frau. Im Interview frage ich Esra, welche spezifischen queeren Praktiken sie gerne mag und bekomme diese Antwort:

E.: »Would you say there are certain specific queer practices you really like or which are important for you, which you perform often? Or yeah, which are important for you?«

Esra: »I don't know how to describe it, but maybe you understand. I think, I like to play. If I'm in a – let's say in the U-Bahn – from the point that I'm a woman to the point, ah, ok, I don't know who she/he is – point. Sometimes just with a look or maybe just with a kick. But to confuse the people is what I really like.«

Esra mag es also, Menschen in der U-Bahn durch ihre Geschlechtsperformance zu irritieren und ihre geschlechtliche Uneindeutigkeit hervorzuheben, damit zu spielen und vielleicht auch zu provozieren. Noch während des Interviews erinnert mich dies an Antke Engels Konzept der »VerUneindeutigung« (2002). Vielleicht will sich Esra demgemäß der geschlechtlichen Kategorisierung entziehen, denke ich während des Interviews. Bei der näheren Betrachtung später in der Analyse des Materials fällt mir jedoch auf, dass ich bereits durch meine Fragestellung und auch mit dem Einleitungsgespräch zuvor das Interview stark beeinflusst hatte. Esra wusste von mir, dass ich besonders an Unbestimmtheit interessiert bin. Zwar frage ich sie im Interview nach queeren Praktiken, ohne dies näher zu spezifizieren, dennoch lässt sich die Formulierung »certain specific queer practices« vor dem Hintergrund meines Forschungsinteresses als Anstoß in eine bestimmte Richtung interpretieren. Dass ich schließlich die oben zitierte Antwort bekomme, erscheint mir beim zweiten Hinsehen folglich mit sozialer Erwünschtheit im Zusammenhang zu

stehen. Dennoch ließ mich Esras Antwort nicht los, denn ihr Umgang mit Identität beeindruckte mich nachhaltig.

Dieses Zitat legt den Rückschluss nahe, dass Esra eine nicht-binäre Geschlechtsperformance priorisiert. Andere Male im Interview bezeichnet sie sich als queere Person, als homosexuell (160), indirekt als Lesbe (490), als Person of Color (64), als Moslem_in (173) oder grenzt sich von der »higher class« ab (139). Wenn sie von sich in einer dieser Identitäten spricht, scheinen die anderen zugleich unsichtbar zu werden. Aus ihrer kontextbezogenen Hervorhebung bestimmter Identitäten wird klar, dass sie sich selbst mehr als eine Identität zuweist. Es ist keine Seltenheit, dass die Menschen, die ich in meinem Feld treffe, mit Queerer Theorie gut vertraut sind und entsprechend Identität nicht als Entität begreifen. Dass dies auch bei Esra zutrifft, schließe ich daraus, dass sie sich zu Identität kritisch äußert und sie Identität nicht – wie oftmals im Umgangssprachlichen üblich – als feststehende Konstante beschreibt.

Esra nimmt kontextuell verschiedene Zuweisungen ein, was zeigt, dass ein Changieren zwischen ihnen möglich und nötig ist sowie dass Identität nicht fix ist. Aus Esras Erfahrungen der unterschiedlichen identitären Zuweisungen kann auf eine erhöhte Sensibilität bezüglich ihrer Identitäten geschlossen werden. Ihre Sensibilität erlaubt es ihr, den Möglichkeitsraum zu nutzen, der sich aus der Zuschreibung verschiedener Identitäten zugleich ergibt. Mal schlüpft sie in die eine, mal in die andere Zuschreibung. Vor dieser Schablone lässt sich ihre Vorliebe, in der U-Bahn durch ihre Geschlechtsperformance Menschen zu irritieren, als Disidentifikation lesen, als ein Verwehren der ihr zugeschriebenen Geschlechtskategorie »Frau«, als Verweigerung der geschlechtlichen Anrufung.

Später im Interview kommt die Sprache direkt auf Identität: Esra betont, dass sie sich ihre Identitäten nicht aussucht, sondern sie zugeschrieben bekommt. Esra versteht sich zwar selbst als queer – diese Identität scheint sie sich selbst zu geben – doch manchmal verwendet sie in Deutschland auch den Begriff homosexuell und in der Türkei einen eigenen Begriff. Sie betont dabei nicht nur, dass die Bezeichnungen für sie unterschiedliche Bedeutungen haben, sondern auch dass ihre Identität für sie sich je nach Kontext verändert:

»...there are times when I don't feel queer at all, or that I don't feel at all PoC. It's not the only what I am, but to justify that this is a political strategy, this is only the starting point, this is only my role within the society. [...] There are times, when I'm also homosexual and so on, practically. But anyway, for instance with my PoC-ness: I'm a PoC here, but in Turkey, I'm actually within the white class. It's not a fixed identity and it is not an identity which I'm holding again. I'm a Queer here, I'm a Lubunya¹⁹ in Turkey. Even the term itself changes. And of course, being a Queer in Turkey means something else than being a Queer here.« (Esra)

Esra nimmt verschiedene Identitäten an, sie betont mal die eine, mal die andere identitäre Komponente. Das identitäre Changieren zeigt sich auch an den Zuweisungen, denn

19 Der Begriff »Lubunya« beschreibt im Türkischen umgangssprachlich einen feminisierten Mann (ähnlich dem deutschen Begriff Tunte) und wird heute auch als politische Strategie parodistisch gewendet. Diese Information erhielt ich in einem späteren Gespräch mit einer anderen Interviewten auf Nachfrage bezüglich des Begriffs.

sie wird je nach nationalem Kontext als *weiß* (in der Türkei) oder als Person of Color (PoC, in Deutschland) gelesen. Dass es für sie etwas ganz anderes bedeutet, in der Türkei oder in Deutschland queer zu sein, deutet auf verschiedene Zuschreibungen hin, deren gesellschaftliche Bedeutungen sich durch den nationalen bzw. kulturellen Kontext formen und miteinander interagieren.

Darüber hinaus verändert sich auch die Bedeutung Esras Klassenhintergrunds²⁰ kontextuell für sie, denn wäre sie in der Türkei noch vor einigen Jahren gut situiert gewesen, lebt sie in Deutschland prekär, denn sie kann nicht auf familiäre Beihilfe hoffen. Ihre Lebenssituation zum Zeitpunkt des Interviews steht nicht nur mit ihrer Migration (ohne ihre Familie) nach Deutschland in Verbindung, sondern auch mit der politischen Situation in der Türkei. Denn zwar sind ihre Eltern studiert, jedoch ist es ihnen zur Zeit des Interviews aufgrund eines Berufsverbots in der Türkei nicht gestattet, ihrer studierten Tätigkeit nachzugehen und fraglich ist zu diesem Zeitpunkt, ob dies wieder möglich sein wird. War Esras Familie zuvor noch finanziell und sozial abgesichert, lässt sich zum Zeitpunkt des Interviews eine prekäre Lebenssituation annehmen. Esra studiert zum Zeitpunkt des Interviews und arbeitet als Studentin im Feld internationaler Beziehungen. Dem Interview lässt sich entnehmen, dass ihre aktuelle finanzielle Situation prekär ist. Mit ihrer Positionierung korrespondiert für Esra ihre Wahrnehmung eines für sie veränderten Zugangs zu Ressourcen: Sie hatte in der Türkei ein Auto und eine eigene Wohnung, kann sich dies hier jedoch nicht mehr vorstellen. Esras Wahrnehmung ihrer sozial-strukturellen Positionierung hat sich verändert, insbesondere hat sich ihre Wahrnehmung und Zukunftsantizipation entsprechend geformt, was für sie in Reichweite erscheint. Esra erfährt in Deutschland die Zuweisung als Türkin und PoC, eine identitäre Zuweisung, die mit einer gesellschaftlichen Zuweisung in Bezug auf die sozial-strukturelle Positionierung zu unteren Schichten einhergehen kann. Eine solche Zuweisung drückt sich in Esras Zukunftsantizipation aus, was dahingehend interpretiert werden kann, dass sich Esra weniger handlungsfähig fühlt.

Solche Zuweisungen zeigen sich zudem in rassistischen Vorurteilen, wie etwa Unterstellungen von fehlender Intelligenz – ein Vorurteil gegen PoC, von dem mir im Feld immer wieder Menschen mit unterschiedlichen Herkunftsländern (z.B. aus Brasilien, der Türkei, dem Irak) berichteten. Insbesondere scheint dieser Schluss gezogen zu werden, wenn PoC Deutsch als Fremdsprache lernen. Esra berichtet mir auch davon, dass ihr das Vorurteil begegnet, dass türkische Menschen stets arm und hilfsbedürftig seien, insbesondere wenn die als türkisch wahrgenommene Person queer gelesen wird. Im Interview disidentifiziert sie sich betont von solchen Zuschreibungen.

An Esras Beispiel lässt sich der Unterschied von Subjektposition und Identität aufzeigen. Identität kann als Artikulation der und zugleich als Marker für die Subjektposition verstanden werden. Dies zeigt sich in Esras Interview daran, dass sie sich in Deutschland als PoC identifiziert und dies in der Türkei nicht tut. Von Esras Aufzeigen von rassistischen Vorurteilen sowie ihrem Verweis, dass sie in der Türkei als *weiß* galt, schließe ich, dass es sich hierbei zunächst um eine Fremdzuschreibung von »nicht-deutsch« handelt,

20 Die folgenden Informationen zum Klassen- und Familienhintergrund sowie zu Zukunftsaussichten erzählt mir Esra nach dem Interview beim Ausfüllen der statistischen Angaben. Daher finden sie sich nicht im Interviewtranskript.

die sich schließlich in der Selbstidentifizierung als PoC – als Aneignung dieser Zuschreibung – äußert. Esra nimmt in der deutschen Gesellschaft eine andere Identität ein, die eng mit ihrer Subjektposition verknüpft ist. Während die Subjektposition jedoch auf die soziale und diskursive Struktur rekurriert, verweist die Identität auf die Subjektivierung. Identität erwächst nicht nur aus den Verhältnissen verschiedener struktureller oder diskursiver Positionen, sondern vor allem aus einer subjektiven Aushandlung von Selbst- und Fremdpositionierung, von Identifizierungen und Disidentifikation, von Zuschreibung und Aneignung. Identität ist abhängig von der Interpellation. Damit ist Identität jedoch eng verknüpft mit der Subjektposition: Die Subjektposition ist Ergebnis von sozial hergestellten Differenzsetzungen und Kategorisierungen und damit einhergehenden negativen und positiven Zuschreibungen, Privilegierungen und Benachteiligungen, die sich in der Identität widerspiegeln.²¹

Identität ist nicht von der Subjektposition zu trennen, denn identitäre Zuweisungen können Einfluss nehmen auf die gesellschaftliche Teilhabe. Durch ihre Migration von der Türkei nach Deutschland verändern sich nicht nur Esras identitäre Zuschreibungen, sondern auch ihre wahrgenommene²² Subjektposition. An Esras Beispiel wird deutlich, dass Subjekte unter bestimmten Bedingungen ihre Subjektposition verändern und sich dies in identitären Zuweisungen artikuliert. Es zeigt sich, wie flexibel und biegsam die Subjektposition sein kann. Subjekte wechseln mit bestimmten biographischen Erfahrungen, situativen Bedingungen und sich verändernden Diskursen zwischen gesellschaftlichen Positionen (vgl. Spies 2013: 166) und dies kann, wie im Fall von Esra, auch gleichzeitig vonstatten gehen. In verschiedenen Gesellschaften können Subjekte unterschiedliche Positionen zugleich einnehmen. Subjektpositionen sind mit Identitäten verbunden, so dass sich identitäre Zuweisungen auf die Positionierung auswirken kann. Beides, Identitäten und Subjektpositionen, zeigen sich fluide.

Esras Beispiel zeigt zudem auch, dass Subjektpositionen nicht gänzlich vom Körper zu trennen sind. Vielmehr erscheint der Körper nicht nur als einverleibte soziale Struktur, sondern hier auch als Markierung, welche die Zuweisungen im sozialen Raum beeinflusst. Wie Esras Körper wahrgenommen, klassifiziert und letztendlich rassifiziert wird, entscheidet über die Zuweisung ihrer Subjektposition und strukturiert Interaktionen. Die identitären Zuweisungen korrespondieren mit dem Zugang zu Ressourcen. Der Zusammenhang zwischen identitärer Zuweisung und wahrgenommenen körperlichen Merkmalen lässt sich analog zur heterosexuellen Matrix (Butler 1990) von Körper, Geschlechtsidentität und Begehren beschreiben. Aufgrund von wahrgenommenen körperlichen Merkmalen wie Haut- und Haarfarbe finden identitäre Zuweisungen wie »PoCness« (Esra), die Annahme bestimmter Verhaltensweisen, Charaktermerkmale und Klassenzugehörigkeit statt – all das findet sich in der Subjektposition wieder. In diesem Sin-

21 Siehe ein ähnliches Verständnis dieser Unterscheidung bei Heitzmann/Klein (2012). Auch Heitzmann/Klein gehen auf diesen Unterschied von Identität und Subjektposition ein, entscheiden sich jedoch aufgrund der Problematik der schweren Differenzierung dazu, beide Begriffe im Begriff der Kategorie zu vereinen (vgl. Heitzmann/Klein 2012: 15).

22 Ich spreche hier von der wahrgenommenen Subjektposition, da keine weiteren Daten vorliegen. Entscheidend ist an dieser Stelle, dass Esras Wahrnehmung ihr bestimmte Pfade eröffnet und verschließt und ich in diesem Sinne die Wahrnehmung als Marker der sozial-strukturellen Positionierung heranzühre.

ne kann ebenso von rassifiziert-klassierten Matrizen ausgegangen werden, die mit der heterosexuellen Matrix in Wechselwirkung stehen. Aufgrund bestimmter Merkmale erfährt Esra in Deutschland die Zuweisung zur lesbischen Türkin, wird mit Eigenschaften wie hilfsbedürftig, arm oder nicht intelligent belegt und begegnet entsprechenden Erwartungen über ihr Verhalten. Demnach formt sich auch Esras Wahrnehmung über ihre Platzierung im sozialen Raum und was für sie möglich ist.

Estras Umgang mit Selbst- und Fremdpositionierung zeigt sich dabei taktisch. Ihre Weise, mit der Dissonanz von Selbst- und Fremdpositionierung umzugehen, ist ihr taktisches, kontextuelles Changieren zwischen Identitäten, die sie sich selbst gibt, und denen, die sie von Anderen zugeschrieben bekommt. Sie wägt dabei den Nutzen ab, wie hier zum Beispiel die Suche nach Verbündeten oder die Vermeidung unangenehmer Fragen:

Esra: »... when I'm out of the [queer] scene I have this urge to describe that I'm a queer person, in a platform that is not a queer platform.

E.: » Why? «

Esra: » I mean, this was actually especially here in my study, it was the first years. It was about my own security feeling and I was looking for allies of course. Just to say, ah, me as well. But this was a bit about panic, I think. Now I don't feel like I have to announce it or something. Ehm. Especially at Uni or so. [...] At my working place also. It is really annoying that I have to listen to comments like why don't you have a boyfriend. Shall I tell? Isn't that clear? Whatever.«

Taktisch nutzt sie unterschiedliche Identitäten (hier: queer und nicht-queer), was ihr trotz steter Anrufung je nach Kontext eine bessere Zukunftsantizipation zu geben scheint. Sie fühlt den Druck, sich zu outen, zwar permanent, jedoch unterscheidet sie zwischen Kontakten an der Universität und in ihrem Arbeitskontext. Um Verbündete zu finden und sich selbst mehr Handlungssicherheit zu geben, d.h. um ihre Zukunft besser voraussehen zu können, ist sie unter den Studierenden out. Dagegen entscheidet sie sich, am Arbeitsplatz gegen ein Coming Out. Ihr Outing in der Universität scheint ihr dabei unangenehm zu sein, doch hier war es ihr wichtig Verbündete zu finden.

Deutlich wird hier zudem sichtbar, wie das Wissen über Identität das Verhalten der Menschen beeinflusst. Denn hier klingt an, was passiert, wenn Informationen nicht gegeben werden: Die Menschen an Esras Arbeitsplatz wissen nichts über ihre Sexualität und begegnen ihr mit entsprechend heteronormativen Erwartungen. Die Bedeutung ihrer Sexualität – und demgemäß auch das Bedürfnis, diese Information preiszugeben – variiert kontextuell erheblich, z.B. je nachdem, ob sich Esra in queeren oder nicht-queeren Räumen²³ aufhält. Identität kann ein Subjekt nicht in Gänze beschreiben und doch trägt ihre Interpretation Erwartungen an das Subjekt heran. Das Subjekt muss irgendwie auf solche Zuweisungen und Erwartungen reagieren und die Verneinung stellt eine Art von Reaktion dar. Hall formuliert diese identitäre Zuweisung bzw. Anrufung treffend: »You only discover who you are because of the identities you are required to take on, into which you are interpellated: but you must take up those positionalities, however temporarily, in order to act at all.« (Hall 1995: 65) In diesem Sinne muss eine zugewiesene

23 Siehe zur theoretischen Abgrenzung der queeren Räume von nicht-queeren Räumen Kapitel 3.1.2.

Identität angenommen werden, um handeln zu können. Disidentifikation meint gerade nicht ein willentliches Einnehmen einer völlig anderen Identität (vgl. Muñoz 1999: 12), sondern ich verstehe sie als Verneinung der aktuellen Anrufung.²⁴ Am letzten Zitat von Esra hat sich gezeigt, dass diese Verneinung innerhalb bestimmter Pfade möglich ist.

4.1.3.2 Sich zur Wehr setzen mit Disidentifikation

Während das Changieren die Nutzung verschiedener Identitäten darstellt, kann die Disidentifikation als Verweigerung der Fehlanrufung konkretisiert werden. Beides lese ich als ein Taktieren von Zuweisungen und ein Austarieren von Selbst- und Fremdpositionierung. Die Disidentifikation wird von ausführenden Subjekten zudem stärker als ein Sich-zur-Wehr-Setzen beschrieben. Im Interview mit Jong zeigt sich die Disidentifikation beispielsweise in seiner Umgangsweise mit rassistischen Anmachen auf der Straße. Er erzählt mir von verschiedenen homofeindlichen und rassistischen Situationen, die ihm im Alltag passieren. Beispielsweise berichtet er mir, dass er auf der Straße als »Tunte« (281) beschimpft wurde. Dass er als schwul oder queer wahrgenommen wird, bringt er vor allem mit seinem Klamottenstil und Körperbau in Verbindung. Er erzählt mir, dass sich die koreanische Mode von der deutschen unterscheidet und er in Korea niemals, jedoch in Deutschland häufig als schwul gelesen wird. Des Weiteren erzählt er von einer anderen Situation auf der Straße, wo ihn Jugendliche erst mit dem chinesischen, dann mit dem indischen Hallo ansprechen und schließlich lachen. In seinen Erzählungen reagiert er in diesen Situationen sehr zielstrebig, entschlossen und stellt die Jugendlichen zur Rede. In einer anderen erzählten Situation machen Jugendliche in der U-Bahn Gesten und abfällige Bemerkungen über sein sogenanntes asiatisches Aussehen, während er mit Kopfhörern neben ihnen steht, sie jedoch hören kann. Während dieser Situation in der U-Bahn wendet er sich laut an die Jugendlichen und zudem auch an die anderen umstehenden Mitfahrenden und wirft ihnen vor, sich nicht eingemischt zu haben, woraufhin ein Passant die Jugendlichen auffordert, sich zu entschuldigen.

Die Entschlossenheit seiner Reaktionen beeindruckt mich im Interview, so dass ich danach frage, ob er solchen Beleidigungen immer so offensiv entgegentritt und bekomme die Antwort, dass er damit Vorurteilen entgegenwirken will:

»Ja, also das mache ich immer. Weil, das ist ein bisschen ein blöder Gedanke von Europäern oder wem auch immer, die denken meistens Asiaten sind sehr schüchtern. [...] Aber dagegen will ich immer zeigen, Asiaten sagen auch mal was. Und das hat ja nichts mit Asiaten zu tun, sondern mit der Persönlichkeit. Und deswegen versuche ich immer zumindest irgendwas zu sagen. Dass ich auch das Recht dazu habe, dass ich da auch etwas sagen kann und dass ich das gerade nicht cool finde und nicht recht finde und so.« (Jong)

Jong greift die Formulierung meiner Frage auf und spricht davon, dies »immer« zu tun, was durchaus in den Zusammenhang mit meiner Wortwahl gestellt werden kann. Wichtig erscheint mir hier seine Begründung. Er erklärt, dass er sich bewusst gegen Vorurteile wendet, indem er sich verhält, wie es von ihm nicht erwartet wird. Er will zeigen, dass

24 »Die Wahl der aktiven Positionierungsmöglichkeiten der dezentrierten Subjekte sei immer eingeschränkt durch historische und kulturelle Bedingungen.« (Supik 2005: 112, zit.n. Spies 2013: 165)

das stereotype, verallgemeinernde Bild des asiatischen Mannes nicht zutrifft, indem er auf die hier geltende hegemoniale Männlichkeit (z. B. offensives, lautes, bestimmtes Auftreten) zurückgreift.²⁵ Jong kennt die Vorurteile sehr gut, die ihm in Deutschland und Europa begegnen. Er erklärt seine Reaktion, sich den Diskriminierungen entschlossen entgegenzustellen, als überlegt und taktisch. Folglich verhält er sich explizit im Widerspruch zu den Vorurteilen und Erwartungen. Er zeigt seinen Ärger und tritt damit offensiv auf, denn ihm ist es wichtig, vor allem mit der Zuschreibung von Schüchternheit und Zurückhaltung zu brechen. Vor der Folie rassifizierter stereotyper Bilder reibt sich sein bestimmtes und offensives Auftreten mit den Zuschreibungen an seine als schwächling wahrgenommene Gestalt. Das Zitat interpretierte ich dahingehend, dass Jong sich von rassistischen Zuschreibungen disidentifiziert und sich dadurch handlungsfähig fühlt, denn er kann »da auch etwas sagen« und sich »das Recht dazu« nehmen.

Ein ähnliches Phänomen greift auch Wenzel Bilger in seiner Studie *Der postethnische Homosexuelle. Zur Identität »schwuler Deutschtürken«* auf (2012). Er untersucht die Identitätskonstruktion von Männern mit türkischem Migrationshintergrund der zweiten und dritten Generation, die Sex mit Männern haben (vgl. Bilger 2012: 11). Bilger kommt zum Schluss, dass sich die Identität dieser Männer konstruiert in sich überlagernden heterogenen Diskursen und kulturellen Codes: »[D]er homophobe Sexualitätsdiskurs der westlichen Moderne, wie ihn Foucault untersucht hat, Männlichkeits- und Sexualitätsdiskurse aus dem Westen wie auch aus islamisch geprägten Traditionen und Sinnhorizonten, Einwanderungsdiskurse u.v.m.« (Bilger 2012: 11). Zwar steht jede Identitätskonstruktion an Schnittstellen verschiedener Diskurse, das Besondere für die von Bilger betrachteten Männer liegt jedoch in der Frage der Zugehörigkeit. Denn diese Diskurse scheinen keine Positionen anzubieten, mit welchen sich diese Subjekte identifizieren können. Das Ergebnis ist ein spezifisches Identitätsmanagement. Mit diesem Begriff greift Bilger auf Goffman zurück und bezeichnet damit die Kontrolle oder das Management der Sexualität (Coming Out) und Aspekte der ethnischen Identität. Im hier betrachteten Fall muss zudem die Geschlechtsperformance hinzugefügt werden. Im Falle von Jong geht es vor allem um ein spezifisches Management seiner Geschlechtsdarstellung. Diese Selbstregierung wird über ein komplexes Bündel von Praktiken organisiert, was bei mehrfach Marginalisierten ein besonderes Maß an Geschick erfordert und daher meist zu hoher Reflexivität über eigene identitäre Komponenten führt (vgl. Bilger 2012: 204). Dies zeigt sich bei Jong daran, dass er die ihm begegnenden Vorurteile bewusst wahrnimmt und seinen Umgang damit auf Nachfragen explizieren und begründen kann. Kontrolliert werden müssen Informationen wie Sexualität und Geschlechtsdarstellung sowie Aspekte der ethnischen Identität stets im sozialen Kontext. Basis dafür stellt die Antizipation stereotyper Vorstellungen des Gegenübers dar. Die Managementleistung von Subjekten ohne intelligible Position im hegemonialen Diskurs kann hierbei als spezifische markiert werden. Ein solches spezifisches Identitätsmanagement ist bei Esra wie auch bei Jong zu beobachten.

Die Disidentifikation – wie auch das Changieren zwischen Identitäten bei Esra – stellt in diesem Sinne eine spezifische Form des Identitätsmanagements dar. Die Preisgabe von Informationen bei der Disidentifikation wird gemanagt und diese Kontrolle

25 Siehe zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit Connell (2012).

findet auf eine Art statt, die mit den antizipierten Erwartungen des Gegenübers bricht. Es wird sich davon dis-identifiziert. Jongs zielgerichtetes, offensives Auftreten bricht nicht nur mit dem rassistischen Stereotyp von als asiatisch wahrgenommenen Menschen, auch stellt er sich mit seiner Reaktion gegen die vergeschlechtlichte Annahme des schwachen Homosexuellen sowie die Diskreditierung seiner Männlichkeit. Beide Stereotype fallen hierbei zusammen. Seine Antwort auf rassistische und homophobe Beleidigungen ist die Gegenrede im Zeichen einer Männlichkeitsdarstellung, die sich von Jongs sonstiger Geschlechtsdarstellung unterscheidet. Denn er selbst betont seine taktische Widerrede als offensives Auftreten, was an hegemoniale Männlichkeitsbilder angelehnt ist. In diesen Vorurteilen, denen sich Jong alltäglich stellen muss, lässt sich die heterosexuelle Matrix nachzeichnen, denn deutlich wird die Verschränkung von Geschlechtsdarstellung und Sexualität. Von seinem Kleidungsstil und Körperbau, die in Deutschland häufig als feminin gelesen werden, wird automatisch auf seine Geschlechtsidentität und sein Begehren geschlossen. Seine Männlichkeit wird als von der Norm abweichend kategorisiert und er als nicht heterosexuell eingestuft. An diesem Beispiel zeigt sich erneut die Verknüpfung mit rassifiziert-klassierten Matrizen. Dass Jongs alltägliche Geschlechtsdarstellung als der hegemonialen in Deutschland nicht entsprechend wahrgenommen wird, kann auch mit der Wahrnehmung seines Körpers als von der deutschen Norm abweichend zusammenhängen. In der deutschen Gesellschaft gilt der *weiße* Mann als die Norm und alles andere als Abweichung, worauf bereits Frantz Fanon in Frankreich (2001 [1961]) hinwies. Der als asiatisch gelesene Körper wie auch der als weiblich gelesene *weiße* Körper erfährt ähnliche gesellschaftliche Vorurteile: Schwäche, Zurückgenommenheit und fehlendes Durchsetzungsvermögen.²⁶ Jong wird folglich nicht nur seine Männlichkeit abgesprochen und die Homosexualität zugeschrieben, sondern Jong wird auch mit Vorurteilen belegt. Nur schwer ist hierbei voneinander zu trennen, welche Zuschreibungen aufgrund seiner Herkunft, seiner Geschlechtsdarstellung oder seiner Sexualität stattfinden.

Mit seinem Rückgriff auf die Geschlechtsdarstellung der hegemonialen Männlichkeit durch sein offensives Auftreten disidentifiziert sich Jong folglich von den identitären Zuweisungen des Schwulseins sowie von dem hier geltenden stereotypen Bild asiatisch gelesener Menschen. Jong hört zwar die Anrufung, jedoch wendet er sich anders um, er disidentifiziert sich mit der ihn rufenden Norm. Die Disidentifikation kann als spezifische Umwendung auf eine Anrufung verstanden werden. Es handelt sich bei dieser Umwendung nicht um eine Aneignung, sondern um eine taktisch platzierte Praktik, die sich spezifisch stereotypen Erwartungen entgegenstellt. Die Disidentifikation ist eine zeitlich begrenzte und situationsabhängige Praktik – denn damit wird auf die Spezifik in einer Situation reagiert. Wichtig ist, dass diese Umwendung in Bezug auf spezifische Subjektpositionen vollzogen wird, denn die Art der Umwendung hängt von der Identität und Subjektposition des ausführenden Subjekts ab (vgl. Spies 2013: 163). Die Bedeutung der Darstellung der an der hegemonialen angelehnten (bzw. Komplizenhaften, vgl. Connell 2021) Männlichkeit ist eine andere, je nachdem ob die ausführende Person beispielsweise weiblich, deutsch, asiatisch etc. gelesen wird. Mit dem Blick auf Disidentifikation

26 Siehe zur Ähnlichkeit dieser Zuschreibungen und der historischen Herleitung sowie zu den Verquickungen der Diskurse um Rassismus und Weiblichkeit bzw. Homosexualität Somerville (1994).

wird klar, dass Identität keine Einheit ist, sondern jedes Subjekt eine kontextgebundene Vielschichtigkeit von Positionen innehat. Je nach Situation und Kontext kann die eine oder die andere hervorgehoben werden. Diese Vielschichtigkeit stellt aber kein homogenes Ensemble von Positionen dar, vielmehr kann das Subjekt in einer Situation dominant, in einer anderen Beziehung untergeordnet sein (vgl. Mouffe 1995: 33). Identität produziert Gleichheit durch Abgrenzung vom Anderen – ein Prozess, der die Identität und Nicht-Identität zugleich hervorbringt. Demgemäß produziert sich die hegemoniale Männlichkeit unter Ausschluss marginaler Männlichkeiten (vgl. Connell 2012: 170), wie die als asiatisch gelesene.

Solch taktisches Changieren zwischen Identitäten – wie etwa marginaler und komplizierter Männlichkeit – beschreibt Tina Spies als Handlungsfähigkeit und hat hierbei mögliche Optionen vor Augen, wie der Anrufung entsprochen wird: »Darüber hinaus – und das ist mit Agency gemeint – kann der/die Einzelne auch gegen eine Position ankämpfen und beim Sprechen (oder Schreiben) deutlich machen, dass er/sie die Position nur strategisch innerhalb eines bestimmten Kontextes einnimmt.«²⁷ (Spies 2013: 165) Handlungsfähigkeit entsteht dann im Bereich des Changierens, in einer Vielheit von Bestimmtheit und folglich in der Un-Bestimmtheit dieser Praktiken. Dieses Changieren zwischen verschiedenen Identitäten kann sich für die ausführenden Subjekte bestärkend anfühlen. Dies kann auch hier mit dem Begriff des affektiven Empowerments gefasst werden, da die Praktiken der Disidentifikation und des Changierens aus Perspektive der Subjekte ihren Handlungsspielraum vergrößern.

Identität wird stets aufs Neue in Praktiken (re-)produziert und ist darüber auch verschiebbar bzw. lässt sich in der Praxis zwischen verschiedenen Identitäten changieren. In diesem Manövrierbereich lässt sich das Potenzial von Handlungsfähigkeit dieser Praktiken verorten. Demnach ist die Betrachtung der Positionierung des Subjekts und das Umgehen mit identitären Zuweisungen für die Frage nach Handlungsfähigkeit eine ganz entscheidende. Für Esra und Jong ist es möglich, taktisch mit ihren identitären Zuweisungen umzugehen. Es besteht folglich die Möglichkeit, die Anrufung nicht zu hören – ein Gedanke, der Althusser's Vorstellung der Interpellation widerspricht und Butlers folgt. Die Disidentifikation stellt eben ein solches Nicht-Folgen der Anrufung dar, bei dem das Individuum durch sein taktisches Umwenden zum Subjekt wird. Ein solches Changieren zwischen Identitäten, zwischen Identifizierung und Nicht-Identifizierung, kann Möglichkeiten eröffnen, den vorgegebenen Pfaden anders zu folgen. Esra erfährt ihre Fremdpositionierung als Veränderung ihrer wahrgenommenen Subjektposition und Zukunftsantizipation. Die Erfahrung dieser Veränderung scheint sie jedoch auch bezüglich identitärer Zuweisungen zu sensibilisieren, so dass sie ein taktisches Selbstmanagement entwickelt. Dies ist auch bei Jong der Fall. Mit dem Changieren und der Disidentifikation findet eine Umarbeitung und (temporäre) Transformation identitärer Zuweisungen statt und die Brüche des Diskurses werden genutzt für Artikulationen jenseits der hegemonialen Anrufung. Hierin lässt sich entstehende Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial verorten, denn Subjekte erfahren

27 Spies nutzt den Begriff ›strategisch‹ hier im alltagssprachlichen Sinn. Mit Certeau müsste hier der Begriff ›taktisch‹ Verwendung finden (vgl. Certeau 1988). Siehe zur Unterscheidung von Taktik und Strategie 4.2.

durch Praktiken des identitären Changierens und der Disidentifikation diesen Spielraum. Dies lässt sich bei Esra aus ihrer Einflussnahme auf ihre Zukunftsantizipation lesen und bei Jong daraus, dass ihm die Gegenrede Kraft zu geben scheint. Der taktische Umgang mit identitären Zuweisungen und Anrufungen nutzt diesen Spielraum und ermöglicht gefühlte Handlungsfähigkeit. Es ist diese Möglichkeit der verschobenen Artikulation, die dem sonst nicht-intelligiblen Subjekt gefühlte Handlungsfähigkeit verleiht. Wird Handlungsfähigkeit in Disidentifikation verortet, bedeutet dies, dass es keine eindeutige, fixe Identität benötigt, um sich handlungsfähig zu fühlen. Stattdessen ergibt sich in den hier betrachteten Beispielen gefühlte Handlungsfähigkeit in der Fluidität von Identität, in der Nutzung der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit und der entstehenden Vielheit möglicher Artikulationen und potenzieller Interpretationen von Identität.

4.1.4 Pragmatismus: Praktiken des Sich-Entziehens und Aushaltens

Subjekte entwickeln unterschiedliche Praktiken, um mit nicht intelligiblen Positionen umzugehen. So kann auch versucht werden, sich der Fehlanrufung (vgl. 2.2) zu entziehen oder sie taktisch auszuhalten. Zum Beispiel wenn es für das Selbst keine identitären Zuweisungen gibt oder aber auch die Identifizierung mit einer solchen Zuweisung gefährliche Konsequenzen nach sich ziehen würde, wie etwa wenn Stigmatisierung und Gewalt drohen. Das Subjekt kann entweder der Fehlanrufung folgen oder nicht, sich mit ihr identifizieren oder disidentifizieren, oder aber auch den Widerspruch von Tun und Fehlanrufung aushalten und sich ihr über dieses Aushalten entziehen. Auch ein solches Aushalten erfordert eine taktische Regulation darüber wann und wie bestimmte Informationen preisgegeben werden und wer diese erhält. Ein Aushalten unterliegt folglich ebenso der Regulation, die sich mit Bilger als strenges Selbstmanagement fassen lässt (vgl. Bilger 2012: 204). Diese Praktiken des Aushaltens und Sich-Entziehens fasse ich als Pragmatismus, denn sie halten die Fehlanrufung taktisch aus, um mögliche Konsequenzen der Nicht-Entsprechung zu umgehen. Im Gegensatz zu Praktiken der Disidentifikation, die sich explizit gegen gesellschaftliche Erwartungen richten, führen pragmatische Praktiken die Fehlanrufung nicht vor.

In einem Interview erzählt mir Joshy davon, wie er bestimmte identitäre Komponenten manchmal bewusst versteckt, um sich zu schützen. Er erzählt mir von einer Situation auf dem Nachhauseweg nach einer Party in der U-Bahn: Innerhalb einer Gruppe von jungen Menschen nehmen junge Männer einer jungen Frau ihr Handy beim Telefonieren aus der Hand und demonstrieren durch diese Geste und ihrem Gelächter ihre männliche Dominanz. »Und er und seine drei anderen Kumpels haben sich halt so gefühlt als würde ihnen die Welt gehören und die Frauen gleich mit.« (Joshy) Die Frau protestiert, aber weiß sich nicht so recht zu helfen. Joshy stößt sich sehr an dieser Szene, da er das Verhalten der Männer als sexistisch und respektlos deutet und die Geschlechtsdarstellung der jungen Männer die gesellschaftlich hegemoniale promotet. Joshy hat zwar ein sehr gutes Passing als (trans*) Mann, fühlt sich aber dennoch von den männlichen Jugendlichen bedroht, denn er ist sich bewusst darüber, dass seine Männlichkeitsdarstellung für gewöhnlich nicht einer hegemonialen Geschlechtsdarstellung entspricht und von einer solchen Gruppe als Angriffsfläche genutzt werden kann. Im Interview erzählt er mir, dass

er – obwohl er dies für richtig halten würde – nicht eingriff, sondern entschied sich dafür, möglichst unauffällig zu bleiben, um nicht selbst Zielscheibe zu werden: »Und dann versuch' ich halt nicht ganz so schwul rüber zu kommen. Weil ich einfach keine Lust habe [...] Angst haben zu müssen.« (Joshy) Für diesen Moment entschied sich Joshy, seine queere Identität bzw. Geschlechtsperformanz temporär nicht zu zeigen, um nicht als Abweichung von der Norm wahrgenommen zu werden. Er sucht Schutz in der normativen Unsichtbarkeit für einen Moment, indem er die identitäre Zuweisung der Heteronormativität annimmt und sich damit der Situation durch sein Nicht-Handeln entzieht. Er hält die innere Spannung aus taktischen Gründen aus. Was zunächst wie der Weg des geringsten Widerstands zum Selbstschutz erscheint, lässt sich auch als Disidentifikation mit seiner Queerness lesen. Anders als Esra und Jong in 4.1.3 verhält er sich aber nicht entgegen den Erwartungen oder stereotypen Vorstellungen. Joshys Entziehen erfordert jedoch ebenso die Arbeit an der eigenen Geschlechtsdarstellung und am Selbstmanagement.

Hinsichtlich der Entstehung von affektivem Empowerment lässt sich diese Praktik des Aushaltens der Dissonanz von Selbst- und Fremdpositionierung auf zwei diametrale Weisen interpretieren. Eine solche Situation kann sich bedrückend und beängstigend anfühlen und die Anwendung der Praktik des Aushaltens bewirkt einen frustrierenden Effekt. Die affektive Aufladung der Situation, wie beispielsweise eine wahrnehmbare Anspannung, kann zu Starre und dem Gefühl des Ausgeliefert-Seins, führen – mit dem Effekt nicht bestärkt, sondern niedergeschlagen oder verängstigt aus einer solchen Situation zu gehen. Diese Praktik kann aber auch Erleichterung und das Gefühl von Erhabenheit produzieren, wenn die Spannung schließlich abfällt und die Praktik im Sinne des ausführenden Subjekts ein Sicherheitsgefühl herstellt. Im Sinne eines »das habe ich aber gut gemeistert, ihr könnt mir nichts« kann auch diese Praktik affektives Empowerment – unter Umständen auch erst im Nachgang – herstellen. Ob hier affektives Empowerment entsteht, kann von verschiedenen Faktoren abhängen, wie von der Atmosphäre, in der sie passiert, von der Konstellation der Beteiligten in einer speziellen Situation, vom aktuellen Gefühlszustand der handelnden Subjekte und sicherlich vielen weiteren Aspekten. An diesem Beispiel zeigt sich ganz deutlich, wie fragil die Entstehung von affektivem Empowerment ist und dass die gleiche Praktik ganz unterschiedliche Effekte für das ausführende Subjekt haben kann. Ob Handlungsfähigkeit gefühlt werden kann, hängt nicht allein von den Praktiken oder der Subjektposition ab. Affekte und Gefühle spielen hierbei auch eine wichtige Rolle.²⁸ Darüber hinaus lässt sich aus diesem Beispiel schließen, dass gefühlte Handlungsfähigkeit nicht immer mit dem Gefühl der Bestärkung einhergehen muss. In diesem Beispiel scheint es vielmehr das Gefühl zu sein, Kontrolle über identitäre Informationen zu haben und unsichtbar zu sein, das gefühlte Handlungsfähigkeit entstehen lässt, da diese Unsichtbarkeit Schutz vor einem potenziellen Angriff bietet. Auch ein solches Aushalten der Fehlanrufung und Verharren in der Unsichtbarkeit kann gefühlte Handlungsfähigkeit herstellen.

Ein solches pragmatisches Taktieren wie in der von Joshy beschriebenen Situation erkenne ich auch bei Red, die gerne ihre Identität in queeren Räumen auslebt. In bestimmten Situationen hebt sie ihren mit ihrem zugeschriebenen Geschlecht nicht normkonfor-

28 Die Rolle von Affekten und Gefühlen steht im Kapitel 6 im Fokus.

men Geschlechtsausdruck besonders hervor, so beispielsweise auf Hardcore-Konzerten, erzählt sie. Dort lebt sie ihre Männlichkeit besonders aus. Allerdings erzählt sie mir auch, dass sie auf Arbeit dies nicht tut und dort ihre queere Identität verschweigt. Sie ist auf Arbeit nicht offiziell out. Ich bekomme den Eindruck, dass sie dies tut, um es sich nicht zusätzlich schwerer zu machen. Denn sie hat auf Arbeit ohnehin viel zu kämpfen, insbesondere wird ihre Autorität und Kompetenz immer wieder in Frage gestellt, was sie selbst auf ihr Erscheinungsbild zurückführt:

»... also dadurch, dass ich nicht so aussehe wie Frauen in meinem Alltag aussehen und ich mich auch nicht so verhalte, wie Frauen in meinem Alter. Sehr viele Leute denken, ich sei wahnsinnig jung, wahnsinnig unerfahren, und wahnsinnig inkompetent. Und ich bin sehr – gerade in meinem Arbeitsleben – damit beschäftigt, meine Kompetenz zu beweisen. Was nervt, was anstrengend ist und mich sehr viel Energie kostet. [...] Das hab ich auch in meinem Privatleben viel, dass Leute mir viel erzählen wollen, wie Sachen funktionieren, ich kann das sehr wenig leiden. Und darum ist das ein großes Thema in meinem Leben. Da hab ich mittlerweile mit vielen Menschen in meinem Alter darüber gesprochen, die so ein paar ähnliche Kriterien erfüllen, die haben alle das gleiche Problem. [...] Viele Leute denken, ich mache da ein Praktikum, wo ich arbeite, oder ich werde oft gefragt, was ich machen will, wenn ich groß bin.« (Red/Gigi)

Red hebt hervor, dass sie aufgrund ihres Nicht-Passens in hegemoniale Körper- und Geschlechtnormen bestimmte Erwartungen beim Gegenüber abrufen, was sich meist in einem Unterschätzen ihrer Kompetenzen auswirkt. Dieses nicht ernst genommen zu werden kenne ich selbst sehr gut, da auch ich als klein wahrgenommen und meist für jünger geschätzt werde. Die Zuschreibung von Kompetenzen haften bestimmten Körpern mehr an als anderen. Red hat das Gefühl im Kontext ihrer Arbeit stetig gegen die Fremdwahrnehmung zu taktieren und ihre Kompetenz beweisen zu müssen, indem sie mehr leistet als andere. Respektlosigkeit und nicht ernst genommen werden stellt zudem ein typisches Phänomen von Frauen in männerdominierten Berufen dar (siehe exemplarisch Schneeweiß 2019: 78ff.). Red betont, dass die Wahrnehmung ihres Körpers als klein und jung dieses Phänomen zusätzlich zu verstärken scheint.

Aufgrund ihrer Erscheinung und Geschlechtsdarstellung wird ihr nur eine bestimmte Menge an kulturellem und symbolischem Kapital zugeschrieben, was sich ausdrückt in den Zuschreibungen »unerfahren« und »inkompetent« (vgl. Bourdieu 2005). Ihr kulturelles Kapital (z.B. Ausbildung in ihrem Beruf) wird ihr aberkannt und daher erfährt sie kaum symbolisches Kapital (z.B. Prestige). Reds Verbergen ihrer queeren Identität im Arbeitskontext, lässt sich vor diesem Hintergrund mit ihrer Ahnung begründen, zusätzlich aufgrund ihrer queeren Identität noch mehr Kompetenz abgesprochen zu bekommen. Um diese Zuschreibungen zu ihrem Körper und ihrer Geschlechtsdarstellung nicht zu verstärken, entscheidet sie sich zum Identitätsmanagement im Sinne eines Versteckens und sucht gezielt Unterstützung und Austausch bei Menschen, die ähnliche Kämpfe austragen. Von diesem Phänomen des Jünger-geschätzt-werdens und ein damit einhergehendes Absprechen von Kompetenzen oder von Autorität wird mir häufig im Feld insbesondere von Subjekten berichtet, die nicht hegemonialer Geschlechtsdarstellungen entsprechen. Hier zeigt sich die Verstrickung von symbolischem Kapital mit

dem Geschlechtsausdruck. Reds Nicht-Entsprechung mit hegemonialen Geschlechterbildern scheint zum Verlust von symbolischem Kapital zu führen.

Red versucht folglich taktisch einen solchen Kapitalverlust zu verhindern. Dies deutet sich im Interview an, wenn sie berichtet, dass sie in ihrem Arbeitskontext oftmals damit beschäftigt ist, ihre »Kompetenzen zu beweisen« (Red/Gigi). Ein solches Beweisen könnte wiederum der im vorangegangenen Abschnitt 4.1.3 beschriebenen Disidentifikation zugeordnet werden, wenn es die Zuschreibungen konfrontieren würde. Vielmehr bleibt Reds queere Identität jedoch im Arbeitskontext unsichtbar. Ein Sich-Entziehen oder Aushalten der Fehlanrufung beschreibt solche Momente, wenn Red nicht auf diese Zuschreibungen reagiert und damit ihre zugewiesene Rolle als passive Frau einnimmt, dieser Fehlanrufung folgt und in ihr ausharrt. Aus Reds Beschreibungen lese ich, dass eine stete Reibung – also das permanente Unterbeweistellen eigener Fähigkeiten – zu zermürbend ist.

Ein ähnliches und doch anders begründetes Sich-Verstecken oder Sich-Entziehen schildert mir auch Kenny. Zwar hat er ein sehr gutes Passing, doch würde die Nacktheit ihn als trans* Mann outen. Daher vermeidet er für ihn bedrohliche Situationen, die ihn bloßstellen könnten:

»ich traue mich zum Beispiel nicht ohne Schwimmshirt schwimmen zu gehen. Außer es wäre jetzt ein einsamer See. Oder in die Sauna zu gehen. Also wo ich viel Aufmerksamkeit mit meinem nackten Oberkörper erregen würde. Das traue ich mich nicht. Und im schwulen Darkroom habe ich auch so... habe ich auch noch ein bisschen... da bin ich sehr schüchtern und will nicht nackt sein, oder nur halbnackt. [lacht] In irgendeiner Ecke.« (Kenny)

Er selbst deutet das Vermeiden von bedrohlichen Situationen als Schüchternheit, was darauf hindeutet, dass er selbst den Anspruch an sich hat, dies anders zu tun. Sein Vermeiden von Nacktheit in der Öffentlichkeit kann aber auch als ein Sich-Entziehen von der Fehlanrufung als cis Mann verstanden werden. Die heteronormative Vorstellungswelt stellt keine Position für einen Körper zur Verfügung, der sich nicht exakt einem eindeutigen Geschlecht zuordnen lässt. Kennys Körper nimmt folglich eine nicht intelligible Position im Diskurs ein. Sich in der Öffentlichkeit zu zeigen würde Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Norm der Zweigeschlechtlichkeit ruft diskursiv alle Subjekte als cis Personen an, eine Fehlanrufung, der Kenny sich taktisch entzieht, indem er bestimmte Orte und Situationen meidet.

Dieses Nicht-Passen seines Körpers in normative Vorstellungen stellt für Kenny jedoch Routine dar. Er erzählt mir, wie er im Laufe seiner Transition nach und nach lernt, mit Unsicherheiten und Irritationen des Gegenübers umzugehen und entwickelt einen pragmatischen Umgang damit:

»Aber ich bin so oft bei Ärzten und muss mich da jedes Mal outen, weil ich die Personenstandsänderung noch nicht habe. [...] der große Teil weiß dann gleich Bescheid. Also ich sage da nicht, ich bin trans und auf meinem Ausweis ist ja noch der alte Name. Sondern ich gebe die Karte ab und sage: also da steht noch mein alter Name auf der Karte, mein neuer Name ist Kenny. [...] Und dann wissen die meisten eigentlich auch schon Bescheid und wenn nicht, dann erklär' ich das eben. Am Anfang war ich klar voll

unsicher und ... ich finde es jetzt auch nicht so toll, zu einem neuen Arzt zu gehen und das nochmal neu zu erklären. Aber ich habe das jetzt schon so oft gemacht, dass es mir jetzt nicht mehr so viel ausmacht.« (Kenny)

Kenny weiß, dass der alte Name auf seiner Versicherungskarte ihn outet und auch würde ihn eine Erklärung bei der Sprechstundenhilfe outen. Daher hat Kenny eine pragmatische Taktik für sich entwickelt, wie er sich der Fehlanrufung zum cis Mann einerseits, aber auch der Anrufung eines Outings bei Nicht-Entsprechen entziehen kann: Er gibt nur die Informationen, die in dieser Situation nötig sind. Die Nicht-Routine und Irritation der Anderen wird für ihn zur Routine. Aus Kennys körperlichem Nicht-Passen in die hegemonialen Geschlechts- und Körpernormen folgt für ihn eine stete Bedrohung des Outings, eine stete Bedrohung, die zum ganz spezifischen Prekärsein führt. Doch durch jahrelanges Einüben hat er einen pragmatischen Umgang mit dieser unmöglichen Position gefunden. Für ihn findet eine Routinierung der Nicht-Routine und Irritation der Anderen statt. Pragmatisch entscheidet er, wann er seine Identität preisgibt und wann er sich von Situationen und Orten fernhält.

Einen ähnlichen pragmatischen Umgang mit der unmöglichen Position zeigt auch Ebru, wenn sie mir von ihrer Jugend erzählt. Auch hier handelt es sich um ein taktisch situationsabhängig eingesetztes Sich-Entziehen von der diskursiven Anrufung des Outings. Ebru verschweigt ihr nicht-normatives sexuelles Begehren, da diese Information für sie gefährlich werden könnte. Sie erzählt mir davon, wie sie mit ihrer Sexualität in ihrer Jugend umgegangen ist:

»Ja ich habe einfach Frauen nach Hause gebracht und ich habe das so gemacht, als ob sie [die Eltern, Anm. EM] das einfach akzeptieren würden. Ich habe da nicht darüber gesprochen, was ich mit diesen Frauen mache. Sie [die Mutter, Anm. EM] hat es einfach nur gesehen, was ich mache. Oder sie hat es gehört, weißt du. Wir haben unser Ding gemacht, hinter der Tür. Manchmal hat sie mich geweckt morgens und hat uns nackt im Bett gesehen. Also das ist schon ein bisschen too much für eine Mutter. Das darf man eigentlich nicht machen.« (Ebru)

Dass Ebru Sex mit Frauen hat, war bei ihr in der Familie nicht denkbar, so dass die Position einer queeren Person jenseits der willentlichen Vorstellungskraft der Mutter lag. Ebru ahnt zwar, dass die Mutter von ihrem Begehren weiß, denn nicht nur einmal wurde sie mit einer mitgebrachten Frau im Bett gesehen. Dennoch spricht die Mutter Ebrus Verhalten nicht an, sondern ignoriert es. Ebrus Interpretation, dass ihr Verhalten »too much für eine Mutter« ist, deutet darauf hin, dass für die Mutter ein Eingeständnis viel schwerer als eine Leugnung zu meistern war. Ebru geht zwar scheinbar offen mit ihrer Sexualität um – schließlich bleibt sie nicht unsichtbar wie dies Kenny oder Red situativ tun – doch ihr Verhalten stellt einen solchen Normbruch dar, dass es ihr nicht möglich ist, mit ihrer Mutter darüber zu sprechen. Ebru entzieht sich der (identitären) Benennung ihrer Sexualität und der diskursiven Anrufung des Outings, lässt ihr Handeln unbenannt und hält den daraus entstehenden Widerspruch aus. Sie folgt damit nicht der Anrufung der Heteronormativität, zudem entzieht sie sich der sprachlichen Benennung dieses Nicht-Entsprechens.

Ebru berichtet mir auch von einem Onkel, der seine unter anderem auch homosexuellen Vorlieben jenseits familiärer Vorstellungen ähnlich offen – trotz heterosexueller Ehe – auslebt, dies jedoch verschwiegen wird bzw. es als offenes Geheimnis kursiert. Explizit darüber gesprochen wird in der Familie nicht. Grundsätzlich würde sich Ebrus Zitat auch ganz anders interpretieren lassen: nämlich mit dem Einvernehmen beider Seiten. Doch durch Ebrus Erzählungen weiß ich, dass dies nicht der Fall war, denn sie beschreibt ihre Mutter als »homophob«, und die Vorstellung eine queere Tochter zu haben, galt für ihre Familie als Unmöglichkeit. Ebru entzieht sich folglich zweier gesellschaftlich hegemonialer Anrufungen: die der Heteronormativität und die der Forderung des Outings. Doch sie folgt mit ihrem Verhalten der familiären Anrufung der Nicht-Benennung. Pragmatisch folgt sie damit den familiären Erwartungen im Falle eines solchen Normbruchs und hält damit einen mehrfachen Widerspruch aus.

Pragmatismus als Weg, um mit Widersprüchen umzugehen, beschreibt auch Madeleine Sauer in ihrer Studie (2016) zu widerspenstigen Alltagspraxen. Sie betrachtet Alltagshandeln an verschiedenen Begegnungsorten der linksradikalen-subkulturellen Szene in Berlin, das versucht, gesellschaftliche Verhältnisse grundlegend zu verändern (vgl. Sauer 2016: 9). Genauer untersucht sie beispielsweise den Widerspruch zwischen Lohnarbeitsverhältnis und Aktivismus, mit dem viele Aktivist_innen ringen, da sich die Ausübung von beidem ideologisch widersprechen kann und sich daraus Zeit- und Ressourcenknappheit ergibt (vgl. 2016: 234f.). Pragmatismus im Aktivismus arbeitet Sauer als eine Strategie heraus, um mit solchen Widersprüchen umzugehen. In ihrem Beispiel werden aktivistische Organisationsstrukturen aufgebaut, die mit Lohnarbeit kompatibel sind. Sauer betont hierbei, dass der Pragmatismus jedoch auch die Gefahr mitbringe, dass sich Aktivist_innen im Aushalten dieses Widerspruchs ausbrennen, da dies sehr kräftezehrend sein kann. Das Aushalten von Widersprüchen erfordert eine hohe Anstrengung der Subjekte, eine Anstrengung, die nur schwer sichtbar ist. Der Verweis auf den Austausch mit Freund_innen im Zitat von Red deutet in diesem Sinne auf ebenjene Anstrengung, die mit solchen Praktiken einhergeht. Und auch der Ausdruck von Ebru, dass dies eigentlich zu viel für eine Mutter ist, zeigt die Belastung auf, die mit dem Aushalten einhergeht. Ein Spezifikum der Praktiken des Sich-Entziehens und Aushaltens ist folglich nicht nur ihre Unsichtbarkeit, auch scheint ihnen der fatale Charakterzug anzuhaften, dass sie wie der leichteste Weg erscheinen, aber gegenteilig eine große Bürde für die Subjekte bedeuten.

Was Joshy, Red, Kenny und Ebru eint, ist ihre Haltung der Verweigerung, die sich nicht in einer Konfrontation äußert, sondern im Folgen der an sie herangetragenen Erwartungen. Diese Praktiken des Sich-Entziehens und Aushaltens beherbergen einen unauflösbaren Widerspruch. Die Kunst dieser Praktiken stellt der Pragmatismus dar. Die ausführenden Subjekte dieser Praktiken versuchen subjektive Lösungen zu finden für unmögliche Positionen im Diskurs, für Positionen, die für den Moment nicht intelligibel erscheinen, da sie jenseits der zweigeschlechtlichen, heteronormativen Ordnung bestehen. Auch Antke Engel bezeichnet es als »politische Handlungsfähigkeit«, wenn Subjekte einen Eigensinn entfalten, indem sie Lösungen finden für etwas, das gesellschaftlich als unlösbar gilt (Engel 2010: 37). Hier knüpft Isabell Lorey an und spricht von Handlungsfähigkeit, die sie in »Praxen des Entgehens« verortet (Lorey 2012: 38). Mit diesem Konzept dieser Praxen bezieht sich Lorey unter anderem auf Manuela Bojadžijev (2009),

die Formen und Praktiken migrantischen Widerstands untersucht und Flucht unter anderem auch als Praktik der Verweigerung zu sozialen Kämpfen oder spezifischen Vergesellschaftungen im Herkunftsland versteht (vgl. Bojadžijev 2009: 147). Zwar geht es ihr um Flucht im Kontext von Migration, dennoch lässt sich Flucht auch als eine Form des Sich-Entziehens von Auseinandersetzungen verstehen. Bojadžijev und Lorey haben mit Blick auf migrantische Einwanderungspraktiken ein etwas anderes Sich-Entziehen vor Augen als es in der vorliegenden Arbeit thematisiert wird, dennoch lässt sich gut an dieser Denkfigur anschließen. Auch Lorey versteht Handlungsfähigkeit im Sinne eines transformativen Potentials, was dieses Verständnis in dieser Arbeit anschlussfähig zeigt. Die Funktionsweise ist ähnlich: Mögen die hier betrachteten Praktiken des Sich-Entziehens und Aushaltens auch den Anschein erwecken, sie gründeten im Befolgen gesellschaftlicher Erwartungen und Zuschreibungen, können sie jedoch vor der Schablone des taktischen Aushaltens als ein kritisches Hinterfragen ebenjener Erwartungen gedeutet werden. Lorey spricht von Bewegungen des Entgehens als Verweigerung, die stets den bestehenden Verhältnissen zwar immanent bleiben, jedoch eigene Wege gehen. Es entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit trotz der unmöglichen Position im Diskurs, indem die Subjekte Möglichkeiten entwerfen, die ihnen zugewiesenen Kategorien eigenwillig für sich interpretieren und sich hierbei anders, nicht der hegemonialen Norm entsprechend, konstituieren.

Die Körper, Identitäten, Subjektpositionen und Erfahrungen der Subjekte spielen hierbei eine wichtige Rolle. Der Blick auf Praktiken des Sich-Entziehens und Aushaltens zeigt, wie die Subjektposition (ebenso wie der situative Kontext) die Praktiken bestimmen kann und wie bestimmte Situationen und Körper erst spezifische Praktiken erforderlich machen. Trotz des Widerspruchs zur Fehlanrufung und zur Entsprechung der hegemonialen Norm entsteht situativ und kontextgebunden gefühlte Handlungsfähigkeit als eigene Form von Handlungsfähigkeit in subjektiven Praktiken. Gefühlte Handlungsfähigkeit liegt dann in der Möglichkeit der eigenwilligen Interpretation von Anrufungen und der daraus entstehenden Kontingenz.

4.1.5 Netzwerk-Praktiken

Wie die anderen in dieser Studie fokussierten subjektiven Praktiken, sind auch die Netzwerk-Praktiken an die Subjektposition gekoppelt. Hierbei wird jedoch über Bande gespielt, denn diese Praktiken sichern nicht das eigene Überleben, sondern das eines anderen betroffenen Subjekts. Auch die folgende Auswahl von Beispielen zeigt auf, was eine nicht intelligible Diskurs-Position im Alltag für die Subjekte bedeuten kann. Diese unmögliche Position im hegemonialen Diskurs führt zur Fehlanrufung (vgl. 2.2) der Subjekte, z.B. wenn Queers als heteronormativ oder People of Color als *weiß* angerufen werden, was sie beispielsweise in administrativen Verfahren oder in Institutionen unsichtbar werden lässt. So können unmögliche diskursive Subjektpositionen in administrativen Verfahren zu Fehlstellen führen, d.h. Positionen die nicht mitgedacht und daher bürokratisch nicht erfasst werden. Ein einprägsames Beispiel stellt das Geschlecht dar, das bis 2018 in Deutschland rechtlich nur binär anerkannt war und Subjekte jenseits der Zweigeschlechterordnung sich in administrativen Formularen selbst missgendern mussten oder aber nicht erfasst wurden. Diskursive Leerstellen führen dann nicht nur

zu fehlenden Repräsentationen in politischen Arenen, auch entsprechen sie buchstäblich einer Lücke im System. Die hier betrachteten Netzwerk-Praktiken umgehen eben diese Lücke. An Netzwerk-Praktiken sind stets weitere Subjekte beteiligt, es handelt sich folglich nicht um Praktiken einzelner Subjekte. Dennoch fasse ich diese Praktiken unter den Begriff der subjektiven Praktiken, denn auch sie entstehen aus einer nicht intelligiblen Diskurs-Position einzelner Subjekte heraus. Entscheidend ist bei den hier betrachteten Netzwerk-Praktiken, dass sie den Subjekten helfen, Fehlanrufungen im hegemonialen Diskurs zu umlaufen. Andere Subjekte greifen ein und handeln im Sinne des fehlangerufenen und meist sprachlosen Subjekts. Im Folgenden stehen zwei Beispiele meiner Forschung im Zentrum, die aufzeigen, dass unmögliche Diskurs-Positionen auch institutionell verschwinden und Netzwerk-Praktiken dabei gefühlte Handlungsfähigkeit entstehen lassen können.

4.1.5.1 Überlebensfunktion von Netzwerken

Beatriz ist zum Zeitpunkt des Interviews arbeitslos und in einer finanziell problematischen Situation. Im Gespräch berichtet sie mir davon, dass sie vielen Vorurteilen ausgesetzt ist, da sie gerade die deutsche Sprache lernt. Diese Vorurteile sieht sie auch im Zusammenhang damit, dass sie als Schwarze Frau²⁹ wahrgenommen wird. Beispielsweise wird sie regelmäßig für nicht intelligent gehalten, ohne dass Menschen sie kennen.³⁰ Auch führt sie Vorkommnisse auf ihrer vorherigen Arbeit auf rassistische Denkmuster in Deutschland zurück. Beatriz hatte kurz vor dem Interview gekündigt, da ihre Arbeitsbedingungen, die für sie nicht nachvollziehbaren Anschuldigungen (Beatriz würde unsauber arbeiten) und die aggressive Haltung ihrer Chefin ihr gegenüber für sie emotional nicht mehr tragbar waren. Unterstützung vom Jobcenter will Beatriz aber nicht, denn für den angestrebten festen Aufenthaltstitel muss sie ein eigenes festes Einkommen vorweisen. Auch nur kurzfristig zum Jobcenter zu gehen, könnte die Bewilligung ihres Antrags auf einen dauerhaften Aufenthaltstitel gefährden und die für sie unsichere Lebenssituation um mehrere Jahre verlängern. Ihre Lebenssituation und Zukunftsperspektive sind zum Zeitpunkt des Interviews daher äußerst von Prekarität (vgl. 2.1.2) geprägt und scheint fast aussichtslos:

»And I would really like to avoid to go to the Jobcenter, but we will see. I don't know what will happen. I don't know about my situation now. Isn't nice. [...] [I would] go to the Jobcenter, only if it's really necessary. Otherwise, because then, in one year, after I get a residency, I can go whenever I want, you know what I mean. But then, at the same time, I don't wanna be struggling. We will see. [...] I survived a year without papers, so I need to find, I will find something. But I don't know yet. I really don't know yet.« (Beatriz)

In diesem Zitat wird vor allem ihre Ungewissheit über ihre Zukunft deutlich, aber auch ihr starker Wille und ihre Zuversicht, es ohne staatliche Unterstützung zu schaffen, denn sie *will* nicht nur, sie *wird* eine Lösung finden. Diese Zuversicht fällt mir besonders auf.

29 Sie verwendet Black Woman als Selbstbezeichnung im Interview, was übersetzt habe.

30 Dieses Vorurteil hat eine lange koloniale Tradition, die sich auch heute noch in politischen und (pseudo-)wissenschaftlichen Debatten nachzeichnen lässt. Siehe zur Aktualität solcher Debatten (Zuber 2015: 306ff.).

Für Beatriz scheint die einzige Option zu sein, auf ihr Netzwerk zu setzen, das in ihren Erzählungen einen ganz besonderen Stellenwert einnimmt. Zwar ist Beatriz finanziell in einer schlechten Lage, jedoch kann sie (sub)kulturelles Kapital³¹ und scene-spezifisches Wissen aufweisen.³² Da sie keine Unterstützung von ihrer Familie hatte, als sie nach Deutschland kam, waren ihre queeren Netzwerke umso wichtiger für sie, denn sie halfen ihr dabei, sich in Berlin zurecht zu finden und Fuß zu fassen. Ihre Kontakte verschafften ihr zu Beginn kurzfristig ein zunächst kostenloses Zimmer zum Wohnen, schließlich auch Arbeit, einen dauerhaften Wohnort und eine politische Heirat mit einer deutschen Frau.³³ Zum Zeitpunkt des Interviews bekommt sie kleinere Jobs vermittelt und leiht sich Geld. Aber sie berichtet mir auch von viel emotionaler Unterstützung. Sie kam von Brasilien nach Deutschland ohne eigenes Vermögen, lediglich mit Reisegepäck. Zunächst stand sie im engen Kontakt mit einer Gruppe, die queer-feministische Workshops³⁴ und queer-feministische Austausch-Treffen in verschiedenen Städten in Europa organisierte, mit der sie gemeinsam durch Europa reiste und Workshops ausrichtete. Auf ihrer Reise lernte sie viele Aktivist_innen kennen und tauschte Kontakte aus. Als sie schließlich nach Deutschland kam, kannte sie bereits Aktivist_innen aus Europa und Brasilien, die hierher gekommen waren und über die sie wieder andere Leute in queeren Räumen kennenlernte.

Im Interview erscheint mir Beatriz' Erzählung ihres Netzwerkknüpfens und -nutzens nichts Besonderes zu sein, schließlich sind diese Arten von Netzwerken in Szenen ein typisches Phänomen.³⁵ Menschen, die sich durch ihre Interessen wie Musikgeschmack und Konzertbesuche, Städtereisen oder auch ihren Kleidungsstil vereint fühlen, halten gerne Kontakt, helfen sich bei der Beschaffung von Schlafplätzen oder pilgern gemeinsam zum nächsten Konzert, oder wie im Falle von Beatriz: zum nächsten queer-feministischen Workshop. Vor allem war ich über Beatriz' Erzählungen zu Anfang kaum überrascht, da ich selbst auf Erfahrungen zurückgreifen kann, die sehr gut demonstrieren, welche Vorteile es mit sich bringt, in einer Szene gut vernetzt zu sein. Zu vertraut waren mir folglich Beatriz' Schilderungen zu Beginn meiner Analysen. Erst später in der Materialanalyse fällt mir schließlich auf, dass die Praktiken, die hier von Interesse sind, eine ganz eigene Logik entfalten. Ein besonderes Charakteristikum der hier im Fokus

31 Siehe zum subkulturellen Kapitel Thornton (1996).

32 Beispielsweise ist ihr Klamottenstil und Erscheinungsbild (z.B. Tattoos) sehr typisch für die betrachteten queeren Räume. Auch lässt sich im Interview herauslesen, dass sie sehr gut in queeren Szenen vernetzt ist und gezielt angefragt wird, um auf Veranstaltungen bestimmte Tätigkeiten zu übernehmen.

33 Von politischer Heirat spreche ich, wenn die Einbürgerung der wichtigste Grund für eine Heirat darstellt.

34 Aus Anonymisierungsgründen kann hier nicht näher auf die Art dieser Workshops eingegangen werden.

35 Diese Typik des Netzwerkes in Szenen kann sich exemplarisch mit Marion Schulzes Studie über die (globale) Hardcorescene (2015) verdeutlicht werden. Es stellt keine Seltenheit dar, auf einem Hardcorekonzert am anderen Ende des Landes oder vielleicht sogar auf einem anderen Kontinent, die gleichen Gesichter zu treffen (vgl. Schulze 2015: 76). Obwohl Schulze der Hardcorescene in diverse westliche Länder folgt, zeigen sich global die gleichen Codes und Werte innerhalb dieser Szene. Ähnliches lässt sich auch für die Szenen in den betrachteten queeren Räumen annehmen.

stehenden Netzwerk-Praktiken ist ihre Notwendigkeit aufgrund ihrer besonders prekären Situationen: ihre Prekärsein und ihre Prekarität. Nicht nur handelt es sich hierbei um entstehende Netzwerk-Synergien auf Grundlage gleicher Interessen und Weltanschauungen. In Beatriz' Erzählungen haftet der Bildung sozialer Netzwerke eine andere Bedeutung für sie an. Nicht nur geht es ihr darum, gemeinsam zu reisen oder gemeinsame politische Vorstellungen weiterzutragen. Vielmehr besteht ein starker Anspruch der gegenseitigen Unterstützung, nicht nur emotional, sondern auch bei der Jobsuche, Wohnungssuche oder Hilfe bei Visa- und Aufenthaltsangelegenheiten. Die in den betrachteten queeren Räumen vorzufindenden Netzwerke können eine wesentliche Bedeutung für die Subjekte einnehmen, vor allem dann, wenn sie ihr Überleben sichern – so wie es bei Beatriz der Fall ist. Diese Netzwerke nehmen dann die Rolle von Wahlfamilien, eine Unterstützungs- und Überlebensfunktion ein.

Die Entwicklung ähnlicher Netzwerke unter Migrant_innen betrachtet Manuela Bojadžijev (2009) und zeigt auf, dass es sich hierbei um ganz besondere Netzwerke handelt, da sehr spezifische Informationen zirkulieren und eigene Wege der Kommunikation entstehen.³⁶ »Diese Netzwerke halfen, Reisen und Wege möglich zu machen, Unterkunft und Arbeit zu finden, durch sie ließen sich Papiere besorgen oder es konnte herausgefunden werden, welche überhaupt nötig sind.« (Bojadžijev 2009: 145). Ähnliches finde ich auch in den betrachteten queeren Räumen wieder. Geteilt wird einerseits angesammeltes Wissen und Erfahrungen über Verfahrensweisen oder typische Fehler bei Institutionen (hinsichtlich Aufenthalt, möglicher Diskriminierungen aufgrund von Sexualität oder Geschlechtsidentität etc.), günstige (alternative) Sprachschulen, verschiedene Vorgehensweisen bezüglich Aufenthaltsbestimmungen, Namensstandsänderungen oder auch wird sich zu Behördengängen begleitet. Netzwerke in den betrachteten queeren Räumen sammeln Wissen über queere Organisationen und Vereine zur Beratung und Unterstützung, queere Orte, queer-freundliche Ärzt_innen, Sportvereine oder Veranstaltungen und Bars. Nicht nur geht es hierbei, um die Wissensweitergabe, sondern auch um emotionale, bürokratische und finanzielle Unterstützung. Solche Netzwerke nehmen dann beratende Funktionen ein und dies kann auch Lebensstilentscheidungen betreffen.

Beatriz' starke Ausrichtung auf ihr Netzwerk zeigt sich nicht nur darin, dass sie Unterstützung gegen ihre Prekarität erhält, auch bei Entscheidungen bezüglich ihres Lebensstils, z.B. bei der Wahl der Orte, die sie besucht, verlässt sie sich auf ihr Netzwerk. Beatriz berichtet mir in diesem Sinne, dass sie prüft, bevor sie ausgeht, ob in ihrem Netzwerk über den Veranstaltungsort Informationen erhältlich sind. Über queere Netzwerke erhaltene Informationen misst Beatriz einen besonders hohen Wert bei, ein Wert, der sich über die Annahme ähnlicher Anschauungen herstellt³⁷ und der Entscheidungen lei-

36 Bojadžijev spricht in diesem Kontext von einer »Autonomie der Migration«, da sie neu entstehende Formen von Kooperation, Kommunikation und des Lebens lokalisiert, was sie aus Beispielen wie neu entstehende (transnationale) Haushaltsstrukturen schließt (2009: 147, 197f.). Mit ihrer Analyse verschiedener Migrationsbewegungen arbeitet sie ein relationales Verständnis von Rassismus heraus, das einbezieht, dass Rassismus stets unterschiedlichen Konjunkturen unterworfen ist und daher verschiedene zeitliche, regionale Formen und historische Stufen annimmt (siehe exemplarisch Bojadžijev 2009: 275f.).

37 Die Annahme über ähnliche Anschauungen wird näher betrachtet in 5.2.

ten kann. In Beatriz Narration nimmt ihr queeres Netzwerk eine sehr hohe Stellung ein: Das Netzwerk hat sich in ihrer Vergangenheit als zuverlässig erwiesen und hat ihr sehr geholfen. Als ich sie einige Zeit nach dem Interview wieder treffe, ist sie freudig, voller Zukunftsideen und hat den neuen Plan, ein eigenes Kollektiv aufzubauen, um sich gemeinsam selbstständig zu machen – all das obwohl sich ihre Prekarität aus meiner Perspektive nicht verändert hat. Doch ihr Netzwerk bietet ihr Möglichkeiten der Zukunftsantizipation, was sich für Beatriz in gefühlter Handlungsfähigkeit ausdrückt. Ihr Netzwerk gibt ihr neue Motivation und die Möglichkeit für Zukunftspläne und Visionen.

Gefühlte Handlungsfähigkeit lässt sich in diesem Beispiel nicht nur hauptsächlich am Gefühl der Bestärkung festmachen, wie sich dies in Praktiken der Betonung des *being different* (4.1.1), der Reinterpretation (4.1.2) und teilweise auch der Disidentifikation (4.1.3) zeigte. Daher spreche ich hier nicht von affektivem Empowerment, vielmehr entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit über die Ermöglichung von Zukunftsantizipation und die Erweiterung von wahrgenommenen Handlungsoptionen. Die Netzwerkpraktiken nehmen in Beatriz Erzählungen vor allem eine Überlebensfunktion ein, um mit ihrer spezifischen Prekarität und ihrem Prekärsein umzugehen. In diesem Beispiel zeigt sich besonders die Prekarität. Die Unterstützung ihres Netzwerkes eröffnet ihr die Möglichkeit, die eigene Zukunft zu antizipieren trotz der Unsicherheit aufgrund ihres Aufenthaltsstatutes und ihrer ungewissen beruflichen Situation. Beatriz fühlt durch die Unterstützung ihres Netzwerkes Handlungsfähigkeit. Netzwerk-Praktiken können vor diesem Hintergrund als Praktiken verstanden werden, die auch dann gefühlte Handlungsfähigkeit produzieren können, wenn die Situation für die Subjekte allein aussichtslos erscheinen würde. Ähnlich wie bei Praktiken des Sich-Entziehens und Aushaltens (4.1.4) werden auch diese Praktiken nicht zur Sichtbarmachung des Subjekts durch die Herstellung einer geeigneten Subjektposition genutzt, vielmehr wird sich in der fehlenden Subjektposition eingerichtet und mit der diskursiven Unsichtbarkeit taktisch umgegangen.

4.1.5.2 Umlaufen der Fehlanrufung

Die Produktion gefühlter Handlungsfähigkeit durch Netzwerk-Praktiken lässt sich auch an einem zweiten Beispiel konstatieren. Wie im Falle von Beatriz nehmen auch im folgenden Beispiel die Praktiken eine wichtige Überlebensfunktion ein. Im Folgenden zeigt sich darüber hinaus konkret, wie ein Netzwerk eine Fehlanrufung umlaufen kann. Während meiner Forschung war ich einige Zeit in einer Gruppe politisch aktiv, die sich in unregelmäßigen Abständen für gemeinsame Diskussionen untereinander sowie die Vorbereitung und Durchführung von Veranstaltungen rund um das Thema Anti-Diskriminierung und Queer-Feminismus traf. Samy, ein_e befreundete_r Aktivist_in, der_die von meiner Mitgliedschaft in dieser Gruppe wusste, bat mich um Unterstützung, weil Baran, ein_e andere_r Aktivist_in, an Samy weitergeleitet wurde. Aus unserer Gruppe fand sich schnell Cato ein weiterer Aktivist, der sich mit Samy, Baran und mir verabedete, um herauszufinden, um was es genau geht. Zunächst galt es vor allem zuzuhören, als Baran uns von seiner_ihrer aktuellen Situation erzählte. Sie_er musste vor politischer Verfolgung aus einem anderen Land fliehen und schien aufgrund diverser Gewalterfahrungen zum Zeitpunkt des Gesprächs noch immer traumatisiert. Zu dieser Zeit verursachte das Trauma unter anderem Angstzustände und Panikattacken in größeren Gruppen und

Menschenansammlungen. Eine deutsche Institution zur Wissenschafts-Förderung hatte sich ihm_ihr angenommen und unterstützte sein_ihr Studium insbesondere finanziell, woran jedoch auch Bedingungen gekoppelt waren, unter anderem der verpflichtende Besuch einzelner Seminare und größerer Gruppentreffen. Zu Beginn der Förderung vereinbarte Baran mit der zugewiesenen Sachbearbeitung der Institution eine Freistellung von dieser Bedingung, was reibungslos möglich schien. Als jedoch kurze Zeit nach dieser besonderen Abmachung die zuständige Sachbearbeitung wechselte, erhielt Baran erneut eine Aufforderung, diese Bedingungen zu erfüllen, da sonst die weitere Förderung gefährdet sei. Im Telefonat, das der Klärung der besonderen Umstände dienen sollte, traf Baran bei der neuen Sachbearbeitung auf Unverständnis, gereizte Reaktionen aufgrund Barans sprachlicher Fehler und wurde wiederholt missgelandet, trotz der Kenntnis der Institution über seine_ihre nicht-binäre geschlechtliche Identität und Barans wiederholter Bitte am Telefon an die Sachbearbeitung, darauf zu achten. Nachdem Baran die Sachbearbeitung im Gespräch des transfeindlichen und rassistischen Verhaltens bezichtigt, wurde er_sie daraufhin zum persönlichen Gespräch vorgeladen. Zu diesem Zeitpunkt erlitt Baran einen massiven Nervenzusammenbruch. Bereits seit Tagen war Baran in einen Angstzustand versetzt, konnte nicht schlafen und war emotional labil, aus Angst die Förderung zu verlieren und abgeschoben zu werden. Danach hat er_sie sich suchend an Freund_innen gewendet, wurde bis zu unserer Gruppe weitergeleitet und saß uns schließlich gegenüber.

Schließlich übernahm unsere Gruppe die Kommunikation mit der Institution und vermittelte zwischen Sachbearbeitung, deren_dessen Vorgesetzter_n und Baran. Verschiedene Gespräche auf beiden Seiten führten mit einiger Anstrengung zur Erklärung durch die Institution: Es gab keinen Vermerk in der Akte zur Geschlechtsidentität, die weiteren Aktenvermerke zur besonderen Situation und Vereinbarung hatte die Sachbearbeitung nicht gelesen. Im regulären Verfahren der Überprüfung zur Erfüllung der Bedingungen hatte die neue Sachbearbeitung festgestellt, dass Baran zum ersten Gruppen-Treffen nicht erschienen war und hatte folglich Sanktionen eingeleitet. Der Ablauf des Telefonats konnte im anschließenden Vermittlungsversuch aufgrund sich widersprechender Aussagen nicht schlüssig rekonstruiert werden – die Sachbearbeitung wies die Anschuldigungen von sich. Die Vermittlung war jedoch erfolgreich, da die Institution den besonderen Bedingungen (keine großen Seminare oder Gruppentreffen etc.) erneut zustimmte, die Förderung fortsetzte und für eine bessere Sichtbarkeit der Vermerke sorgen wollte.

Die besondere Situation Barans passt nicht in die standardisierten institutionellen Abläufe und Aktenführungen und macht besondere Aktenvermerke notwendig. Obwohl die Akten mit Hilfe spezifischer Vermerke Baran als einen ›Sonderfall‹, d.h. als das Andere, markieren, wird diese Markierung im hier vorliegenden Fall übersehen. Selbst als Baran anrief, um die Besonderheit des Falles darzulegen, wird er_sie nicht gehört, was die These, dass es sich um eine unmögliche Position handelt, verdeutlicht. Die Sachbearbeitung ging vom Fehlverhalten Barans aus und las jegliche Erklärungsversuche von Baran als Ausreden eine_r unwilligen Student_in, die_der sich nicht an die Vorschriften hält. Auch dass Baran sprachliche Fehler am Telefon machte, lässt die Sachbearbeitung nicht zweifeln, vielmehr scheint dies ihr Urteil über Baran sowie die Notwendigkeit der Sanktionierung zu bestätigen, was aber auf inkorporierte rassistische Vorurtei-

le hindeuten kann.³⁸ Zwar zeigt sich der Anspruch dieser Institution, Chancengleichheit bezüglich des Bildungszugangs im Wissenschaftsbereich zu ermöglichen, an der Bereitschaft, die Förderung zu gestatten und von den sonst geltenden Bedingungen abzuweichen. Dennoch stehen der Bearbeitung institutionelle Hürden im Weg, denn die Aktenführung scheint besondere Lebenslagen unsichtbar zu machen und macht Sondervermerke notwendig, die scheinbar leicht übersehen werden können. Da solche besonderen Fälle (noch) nicht in den bürokratischen Weg eingepflegt waren, hätten sie zudem eine gewisse Sensibilität hinsichtlich Mehrfachdiskriminierungen beziehungsweise der Bereitschaft besondere Lebenslagen als solche anzuerkennen von Seiten der Sachbearbeitungen erfordert. Diese Sensibilität zeigte sich hier als fehlend.

Baran nimmt es nicht allein mit der Institution auf oder sucht Ansprechpersonen innerhalb der Institution, sondern sucht Rat im queer-aktivistischen Netzwerk. In einer vulnerablen Situation wie dieser erscheint diese Entscheidung nachvollziehbar und deutet auf spezifische Erwartungen an das Netzwerk hin: die Erwartung verstanden und unterstützt zu werden. Zugleich zeigt sich auch die Erwartung, dass dieser Gruppe zugehört wird, was sich schließlich bestätigt. Die Gruppe besteht aus *weißen*, deutschen Akademiker_innen, womit im hegemonialen Diskurs eine mächtigere Sprechposition (als Barans) einhergeht.³⁹ Taktisch wird diese Sprechposition genutzt und damit Barans fehlende Sprechposition umgangen. Auf die fehlende Sensibilität, die Baran in der Institution erfahren hat, reagiert sie_er mit der Kontaktaufnahme zu ihm_ihr bekannte Aktivist_innen. Es ist kein Zufall, dass sich Baran an sein_ihr Netzwerk wendet, vielmehr stellt dieses Vorgehen eine typische Praktik im hier betrachteten Feld dar. Viele Aktivist_innen in meinem Forschungsfeld hätten ihr_ihm ein solches Vorgehen geraten, um mit Situationen institutioneller Diskriminierung umzugehen.

Das Besondere stellt hierbei nicht der Rat dar oder das Sich-Hilfe-Holen von Menschen, die sich solidarisch zeigen, das Besondere ist die Selbstverständlichkeit, mit der solche Netzwerke funktionieren können. Es handelt sich nicht um einen Verein oder eine offiziell agierende Beratungsstelle, sondern um einen losen Zusammenhang von Aktivist_innen. Baran konnte nicht über offizielle Kontaktmöglichkeiten an sie herantreten, nur über die Weiterreichung von Kontakten lassen sich solche Gruppen ausfindig machen. Über die mehrmalige Weiterleitung von verschiedenen Personen erhält Baran den Kontakt einer Gruppe, die sich dem Problem annimmt und der – wie sich im Laufe der sich daran anschließenden Auseinandersetzung zeigt – mehr Gehör geschenkt wird, auch wenn der Ausgang solcher Interventionen stets unvorhersehbar ist. In dem hier vorliegenden Fall konnte letztendlich eine Gruppe im Auftrag einer sonst unmöglichen Position sprechen und diese dadurch zumindest für den spezifischen Vorfall sichtbar

38 Beispielsweise zeigt Grada Kilomba auf, wie Schwarze Menschen und People of Color abgewertet werden, ihnen nicht zugehört wird und sie häufig als zu emotional oder zu aggressiv porträtiert werden (z.B. wenn sie Äußerungen als rassistisch entlarven) (vgl. Kilomba 2008).

39 Exemplarisch zeigt Grada Kilomba auf, wie *weiße* Wissenschaftler_innen rassistisch-kritische Wissenschaft einer Schwarzen Wissenschaftler_in als subjektiv und emotional darstellen (vgl. Kilomba 2008). Noah Sow (2008) zeigt das gesellschaftliche Gewaltverhältnis auf, das sich in der Hierarchisierung der Farben Weiß über Schwarz ausdrückt und in dem *weiße* Menschen stets die privilegierte Position haben.

machen. Dieses Beispiel deutet auf eine spezifische Notwendigkeit solcher sich unterstützenden Netzwerke hin. Für viele Subjekte in queeren Räumen sind sie überlebensnotwendig, da ihre unmögliche Diskurs-Position ihnen die Stimme nimmt. Netzwerk-Praktiken federn dann das spezifische Prekärsein ab und helfen den Subjekten in unmöglichen Positionen. Einen Schritt weitergedacht, lässt sich von dieser Notwendigkeit queerer Netzwerke auch auf die Privilegien all derer schließen, die stets mitgedacht sind im hegemonialen Diskurs.

Dieses Eingreifen könnte sich für Baran ermächtigend, aber auch bevormundend anfühlen. Bevormundung entsteht dann, wenn ein Eingreifen ungefragt, unabgesprochen oder nicht im Sinne des betroffenen Subjekts passiert. Durch Eingreifen, das nicht mit der betroffenen Person abgestimmt ist, wird nicht sichergestellt, ob ein Umlaufen der Fehlanrufung tatsächlich erwünscht ist. Ein ungefragtes Eingreifen führt unter Umständen nicht beim betroffenen Subjekt zu gefühlter Handlungsfähigkeit, sondern beim eingreifenden Subjekt. Durch ungefragtes Eingreifen kann die Machtkonstellation zwischen diskursiv anerkannten und nicht anerkannten Subjekt reproduziert werden, was das betroffene Subjekt in der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit hält.

Netzwerk-Praktiken ermöglichen es aber unter konsensuellen Voraussetzungen, dass Subjekte mit unmöglichen Diskurs-Positionen dennoch Handlungsfähigkeit fühlen können. Baran und Beatriz befinden sich beide in Situationen, die nicht intelligibel sind, sie verschwinden im hegemonialen Diskurs. Im queeren Netzwerk, d.h. im nicht hegemonialen Diskurs, werden sie jedoch anders angerufen und erfahren in den betrachteten Beispielen Verständnis und Unterstützung. Baran verschwindet in der institutionellen Aktenführung und holt sich Hilfe im Netzwerk, das die nötige Übersetzungsleistung erbringt. Die unmögliche Position und die damit einhergehende Fehlanrufung wird mit dieser Übersetzung umlaufen. Ebenso befindet sich Beatriz in einer Situation spezifischer Prekarität, die sie allein nur schwer meistern kann. Der hegemoniale Diskurs ruft sie an, in einer solchen Situation von Arbeitslosigkeit nach staatlicher Unterstützung zu fragen, eine Anrufung, in der ihre Position eines ungeklärten Aufenthalts nicht existiert. In beiden Fällen stehen die Subjektposition und die Praktiken im engen Zusammenhang, denn es scheint so, dass die besondere Subjektposition diese Netzwerk-Praktiken nötig machen und diese Praktiken schließlich eine Übersetzungsleistung zwischen hegemonialem und marginalem Diskurs leisten. Entscheidend ist, dass diese Netzwerk-Praktiken damit gefühlte Handlungsfähigkeit für die Subjekte schaffen und damit eine Überlebensfunktion einnehmen. Sie können einen Ausweg aus der Ratlosigkeit aufzeigen.

Diese Praktiken ergeben aus dem spezifischen Prekärsein, aber auch spielt eine besondere Prekarität, d.h. eine besonders unsichere Lebenslage, eine wichtige Rolle. Sie lassen sich zu einer Taktik zuordnen, die nicht darauf abzielt, eine mögliche Diskurs-Position zu schaffen, sondern eine Fehlanrufung umgeht, um der bestehenden Prekarität sowie dem spezifischen Prekärsein zu begegnen. Dennoch arbeiten Netzwerk-Praktiken gegen Prekarität als Ordnungsprinzip, indem gegen strukturelle Diskriminierung gewirkt wird. Auch in diesen Beispielen zeigt sich erneut, dass die Diskurs-Position und sozial-strukturelle Positionierung oftmals schwer voneinander zu trennen sind und sich gegenseitig bedingen (vgl. 4.1.3). Wer keine Position im Diskurs besetzen kann und spezifisches Prekärsein aufweist, hat es schwer, gesehen zu werden, für sich Bedürfnisse

einzuordnen und verschwindet leicht in nicht intelligiblen Flecken von Organisationen. Spezifische Netzwerk-Praktiken stellen dann eine Möglichkeit dar, dennoch die Belange dieser Subjekte einzuordnen und helfen dabei, Handlungsoptionen sichtbar zu machen. Netzwerke sind sicherlich für alle Menschen bedeutend, doch für einige nehmen sie eine spezifische Überlebensfunktion ein. Wenn Subjekte diskursiv eine unmögliche Position einnehmen, spiegelt sich dieser nicht intelligente Fleck strukturell in Organisations- und Verwaltungsapparaten, indem solche Positionen nicht adressiert werden können. Netzwerk-Praktiken greifen an dieser Stelle ein, wo das Subjekt selbst völlig verschwindet und es andere Positionen braucht, die für die unmöglichen Positionen sprechen. Das Besondere der Netzwerk-Praktiken ist folglich, dass oftmals erst mit Hilfe des Rückgriffs auf ein Netzwerk der nicht intelligente Fleck im hegemonialen Diskurs umlaufen oder auch aufgedeckt werden kann.

4.2 Gefühlte Handlungsfähigkeit

In einem Verständnis, das Handlungsfähigkeit in den Brüchen des Diskurses verortet, scheint die strukturelle Transformation bereits angelegt zu sein, denn keine Wiederholung der Norm kann genau gleich sein. Entscheidend ist daher die Frage, wie die Brüche des Diskurses genutzt werden können, um Lebensmöglichkeiten von Subjekten in queeren Räumen zu erweitern. Dieses Kapitel beantwortet die Frage mit der Konzeptualisierung von fünf unterschiedlichen subjektiven Praktiken, die zwei Taktiken entwerfen und darüber auf verschiedene Weise Handlungsfähigkeit fühlen lassen. Auf die Frage danach, wie Handlungsfähigkeit hergestellt wird, antwortet dieses Kapitel, dass sich in subjektiven Praktiken die spezielle Form der gefühlten Handlungsfähigkeit im Moment der Anrufung als spezifische Konstellation herstellt, d.h. als Dynamik des subjektiven Taktierens. Beteiligte Phänomene sind dann nicht nur die Praktiken selbst (die in fünf Formen unterteilt werden konnten), sondern auch der Körper, die Subjektposition und Identität sowie die Gefühle der Subjekte.

Die Produktion der gefühlten Handlungsfähigkeit begründet sich zum einen mit der Entstehung einer Position, von der aus gesprochen werden kann, und zum anderen mit dem taktischen Nutzen bzw. Umgehen des Fehlens einer Subjektposition. Zwei verschiedene Taktiken konnten folglich herausgearbeitet werden: das Umarbeiten von Subjektpositionen und das Taktieren mit der fehlenden Subjektposition. Beide Wege stellen Antworten auf Fehlanrufungen (vgl. 2.2) dar und lassen sich damit als Taktiken des Überlebens als Subjekte verstehen. Mit solchen Taktiken wird darum gekämpft, als Subjekt anerkannt und sicherer gegen Fremdzuschreibungen und Diskriminierungen zu werden. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass gefühlte Handlungsfähigkeit in subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit in den Momenten aufscheint, wo es um die Frage der Umwendung geht. Letztendlich geht es um Anerkennung des Subjektstatus und folglich um **Sichtbarkeit**. Letztere stellt sich ambivalent dar, denn wie sich gezeigt hat, kann auch das **taktische Unsichtbarsein** zu gefühlter Handlungsfähigkeit führen. Doch auch dann verhandeln die Praktiken Sichtbarkeit.

Die betrachteten Praktiken folgen der einen oder der anderen Taktik. Kritische Stimmen können hierin die Gefahr erkennen, das Subjekt erneut als Agent_in zu denken, die

sich autonom entscheidet, sich gegen die Fehlanrufung zu stellen (siehe zu dieser Kritik 1.1). Zwar kann von Autonomie nicht die Rede sein, jedoch zeigte die Betrachtung der subjektiven Praktiken durchaus, dass der Eigenanteil des Subjekts nicht zu verachten ist. Dieses Kapitel lokalisierte den Eigenanteil des Subjekts in der taktischen Ausführung von Praktiken. Die Betrachtung der fünf Praktiken zeigte, dass die Subjekte mit ihrem zur Verfügung stehenden Werkzeug taktisch Praktiken entwickeln, um sich handlungsfähiger zu fühlen und um folglich die entstehende Handlungsfähigkeit tatsächlich verkörpert wahrzunehmen. Dies stellte sich deutlich dar in den Praktiken, in welchen affektives Empowerment (vgl. Grossberg 1992) entsteht (in Praktiken des *being different*, der Reinterpretation und der Disidentifikation), da diese häufig als bestärkend beschrieben werden. Die Praktiken des Sich-Entziehens und Aushaltens oder die Netzwerk-Praktiken werden auf eine bessere Zukunftsantizipation ausgerichtet, so dass auch in diesen Praktiken Handlungsfähigkeit gefühlt wird. Das Subjekt trifft Entscheidungen bedingt, dennoch ist es das Subjekt, das sich entscheidet.⁴⁰ Diese Entscheidungen können verschiedenen Taktiken folgen. Gefühlte Handlungsfähigkeit entsteht durch beide Taktiken.

Im Folgenden ziehe ich auf Basis der gewonnenen Erkenntnisse über die zusammengefassten Gemeinsamkeiten beider Taktiken – bzw. über alle fünf betrachteten subjektiven Praktiken – Rückschlüsse für ein theoretisches Verständnis von Handlungsfähigkeit. Meine Argumentation geht zunächst auf den Einbezug der Perspektive der Subjekte ein (4.2.1). Dieser Einbezug erfordert eine Erklärung, da der Fokus auf die subjektive Perspektive als Widerspruch zum hier vorliegenden performativen, relationalen Verständnis von Handlungsfähigkeit verstanden werden könnte. Zugleich legt diese Betrachtung die Relevanz der Phänomene Subjektposition, Identität und Körper für die gefühlte Handlungsfähigkeit offen. Daran schließt sich die Spezifizierung der vorgefundenen zwei Taktiken und der Herstellung von gefühlter Handlungsfähigkeit an (4.2.2). Das Kapitel schließt mit ersten Erkenntnissen über eine feldspezifische Theoretisierung von Handlungsfähigkeit (4.2.3).

4.2.1 Perspektive der Subjekte

Meine dieser Arbeit zugrunde liegende Fragestellung zielt zwar nicht auf die Perspektive einzelner Subjekte, sondern auf die Produktion von Potenzial für Transformationen sozialer und diskursiver Strukturen. Jedoch lässt sich mit dem hier vorliegenden Verständnis des gegenseitigen Konstitutionsverhältnisses von Subjekt und Struktur transformatives Potenzial in subjektiven Praktiken verorten (vgl. 1.2). Dieses Verständnis erfordert den Einbezug der Perspektive von Subjekten. Transformiert wird in subjektiven Praktiken nicht nur das Selbst, sondern ebenso die Strukturen, in denen das Selbst hervorgeht.

Zu Beginn meiner Feldforschung stand vor allem der queere Raum und kollektive Praktiken im Fokus meiner Analyse. Dies wird im darauffolgenden Kapitel (5) bearbeitet. Denn ich ging davon aus, dass es für die Frage struktureller Transformationen eine Priorisierung der Betrachtung kollektiver Strukturen benötige. Über die Ausführung von Praktiken werden Individuen zu Subjekten und es entsteht Handlungsfähigkeit, daher

40 Zu diesem Schluss kommt auch Holzkamp (1984) in seinen Überlegungen zu Handlungsfähigkeit.

kann sich die Frage nach Handlungsfähigkeit nicht allein auf eine kollektive Ebene fokussieren. Auch wenn ich nach Handlungsfähigkeit jenseits des Subjektes suchte, sprachen doch die Interviewten immer wieder davon, sich selbst durch die Ausführung bestimmter Praktiken mehr oder weniger bestärkt, empowert oder eben handlungsfähig zu fühlen. Die Nichterfassung dieser Beschreibungen oder die Konzentration allein auf kollektive Praktiken hätte diese Ergebnisse ignoriert. In den Erzählungen geht es explizit um Lösungen einzelner Subjekte, die nicht das primäre Ziel haben, soziale oder diskursiv-materielle Strukturen zu verändern, auch wenn sie strukturelle Effekte haben.⁴¹ Dies zeigt, dass auch bei der Frage nach Transformationspotenzial von Strukturen die Mikroebene von hoher Bedeutung ist. Die Dualität von Subjekt und Struktur kann nur eine theoretische sein, da beide in einem sich **gegenseitig bedingenden Verhältnis** (vgl. Giddens 1988) stehen und miteinander verschränkt sind (vgl. Barad 2015) – beide bringen sich gegenseitig und gleichzeitig hervor. Jegliche Praktiken gehen aus dem Diskurs hervor, zugleich erzeugen sie soziale und diskursiv-materielle Strukturen. Sie können den Diskurs durch kleinere Veränderungen und eigenwillige Interpretationen bestehender Normen transformieren. Auch Barad stellt diesbezüglich heraus, dass Kritik verschiedene Analyseebenen benötigt, ein Hindurchlesen⁴² derselben, um ein Verständnis der Knotenpunkte von Macht-Wissens-Komplexen, d.h. von Macht und ihren Effekten, zu erlangen und um ein Gespür für immanente Unterschiede und die iterativen materiellen Rekonfigurierungen von Macht zu bekommen (vgl. Barad 2015: 202f.). Für eine Analyse von Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial bedeutet das, dass subjektive wie kollektive Praktiken betrachtet werden müssen und durch sie hindurchgelesen werden muss – nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Daher vollzieht dieses Kapitel die Perspektive der Subjekte nach und richtet den Blick auf ihre subjektiven Praktiken. Dieses Hindurchlesen vollzieht das 6. Kapitel. Dass meine Frage nach Handlungsfähigkeit jenseits eines autonomen Subjekts mit einer Betrachtung subjektiver Praktiken beginnt, stellt eine Notwendigkeit dar, keinen Widerspruch.

Die vorliegende Betrachtung der subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit verweist wiederholt darauf, dass Subjektposition, Identität und Körper eng miteinander verwoben sind und vor allem, dass deren Zusammenhang nicht statisch ist. Diese Phänomene zeigten sich als zentral in der Herstellung von gefühlter Handlungsfähigkeit. Die subjektive Wahrnehmung von Subjektposition oder identitärer Zuweisung und damit einhergehender Handlungsoptionen beeinflusst die mögliche Zukunftsantizipation des Subjekts und damit auch die gefühlte Handlungsfähigkeit. Wie sich gezeigt hat, ist diese diskursive Anrufung z.B. national, kulturell, historisch und situativ gebunden. Dies wurde besonders deutlich bei Esra (4.1.3) und Beatriz (4.1.5), ist aber auch bei Lila (4.1.1), Gigi (4.1.2), Jong (4.1.3), Joshy und Kenny (4.1.4) angeklungen, beispielsweise im

41 Siehe zu Subjekt 2.2, Diskurs 2.3 und zum Verhältnis von Struktur und Subjekt 1.2.1.

42 Eine elaborierte Ausarbeitung Barads »diffraktiven Durcheinander-hindurch-Lesens von Erkenntnissen« (2015: 203) zeigt Lisa Krall am Beispiel der Epigenetik (Krall 2020). Während Krall das Hindurchlesen als Hinterfragen von Grenzziehungen versteht und auf das Wirken von Differenzen fokussiert (2020: 35), verstehe ich das Hindurchlesen in Kapitel 6 als Fokussierung auf Relationen und richte den Blick auf Praktiken und Affekte. Kralls Interpretation des Baradschen Lesens findet sich dennoch auch in meinem methodischen Blick (vgl. 3.1) und z.B. darin, dass ich Ein- und Ausschlüsse in queeren Räumen anvisiere.

Sinne einer Steuerung von Sichtbarkeit. Denn das Management von Sichtbarkeit nimmt auf die erkennbaren Handlungsoptionen Einfluss. Körper, Identität und Subjektposition sind aneinandergeschaltet, denn aufgrund eines Körpers und dessen Beschaffenheit oder einer Identität wird ein Individuum in einer spezifischen Subjektposition angerufen. Beispielsweise kann sich durch die Veränderung des Standortes oder des Körpers die Subjektposition verändern. Grossberg formuliert dies treffend: »Individuals inhabit, their identities are constituted by, particular social and discursively defined positions within the complex systems of social relationships.« (Grossberg 1992: 121) Dieses Besetzen der Subjektposition geschieht stets durch einen Körper, womit spezifische identitäre Anrufungen einhergehen (und woran auch gesellschaftliche Teilhabe gebunden sein kann). So wird Lila aufgrund ihrer nicht-binären Geschlechtsdarstellung auf der Straße als »anders« angesprochen und Gigi wird aufgrund ihres als weiblich gelesenen Körpers und ihrer Weiblichkeitsdarstellung am Einfluss der Queerparty als heteronormativ wahrgenommen.

Es hat sich gezeigt, dass sich gegen einzelne identitäre Zuweisungen oder Zuschreibungen taktisch gewendet werden kann. Theoretisch begründet sich dies in der Fragmentiertheit⁴³ von Identität. Das Subjekt erscheint uns lediglich als kohärente Einheit, der eine Subjektposition zugewiesen werden soll. Auch aufgrund dieser Subjektposition wird das Subjekt mit einer spezifischen Identität angerufen, zugleich ist die Identität ein Marker für die Subjektposition. Identität kann nicht auf die Subjektposition reduziert werden und vice versa. Weder die Identität noch die Subjektposition ist fix oder unveränderlich (auch der Körper ist es nicht), vielmehr ist das Subjekt fragmentiert: Das Subjekt kann verschiedene Identitäten und Positionen einnehmen, zwischen ihnen changieren, sie unterschiedlich interpretieren oder auch umlaufen und – wie wir gesehen haben – auch taktisch einsetzen. Aus diesem fluiden Zusammenhang lässt sich ableiten, dass Handlungsfähigkeit je nach Praktik, Subjektposition etc. mehr oder weniger gefühlt werden kann und folglich ein Kontinuum darstellt. In den verschiedenen Praktiken entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit nicht gleichermaßen. Sie ist an die Relationen der Subjektpositionen gebunden und erscheint in der Artikulation von Identität (vgl. Grossberg 1992: 122). Subjektpositionen verhalten sich nicht rigide, sondern wie sich überschneidende Interferenzen, denn sie gehen aus Differenzierungsprozessen in spezifischen relationalen Gefügen hervor.⁴⁴ Sie sind ständig in Bewegung und bringen sich gegenseitig, stets anders und neu hervor. (Gefühlte) Handlungsfähigkeit entsteht schließlich aus Relationen und Situationen, im Prozessualen (vgl. Trinkaus 2013). Es kann daher keine universelle Theorie von Handlungsfähigkeit geben, sie kann lediglich in ihrem

43 Die Implikation von Daten-Fragmentierung soll ein Bild von Zergliederung hervorrufen, das Identität gestückelt zeichnet und zugleich räumlich-materiell an den Körper gebunden.

44 Mit diesem Begriff der Interferenzen nehme ich Bezug auf Karen Barads (2007) Übertragung des Interferenz-Begriffs von der Physik auf die Ontologie: Sie kommt zu dem Schluss, dass die Welt nicht aus stabilen Entitäten besteht, sondern aus Relationen verschiedener sich gegenseitig hervorbringender Elemente. Siehe eine kompakte Zusammenfassung sowie Weiterentwicklung diesen Gedankens in Bath u.a. (2013). Bath u.a. definieren Interferenzen (mit Bezug auf Haraway und Barad) treffend als »nichtbinäre, nichtlineare und dennoch relationale Form der Erzeugung von Differenz« (Bath u.a. 2013: 7).

Entstehungskontext porträtiert werden. Solche verschiedenen Entstehungskontexte finden sich in diesem Kapitel in der Konzeptualisierung verschiedener Formen subjektiver Praktiken wieder.

Zudem arbeitet das Kapitel verschiedene Praktiken heraus, in denen diese Artikulationen oder Umwendungen ausgeführt werden können. Praktiken sind strukturgenerierend, was sich im Material daran zeigt, dass subjektive Praktiken von Un_Bestimmtheit Subjektpositionen erschaffen, verschieben und umlaufen. Oder aber es wird die Dissonanz von Fremd- und Selbstpositionierung ausgehalten, so dass eigene immanente Wege und neue Strukturen entstehen können. Laut Certeau stellen die subjektiven Praktiken der Un_Bestimmtheit taktische Abweichungen von der Norm dar⁴⁵ und wirken zugleich auf die Norm ein.

4.2.2 Zwei Taktiken

In den betrachteten subjektiven Praktiken scheint gefühlte Handlungsfähigkeit auf verschiedene Weisen auf. Gemeinsam ist diesen Weisen, dass gefühlte Handlungsfähigkeit im Moment der identitären Artikulation entsteht. Subjektive Praktiken der Un_Bestimmtheit lassen sich mit Certeau in zwei Taktiken einteilen. Michel de Certeau unterscheidet zwischen Strategien und Taktiken basierend auf der Unterscheidung der Kapazitäten verschiedener Akteur_innen bzw. nach »Typen des Handelns« (1988: 78).⁴⁶ Strategien können Handeln produzieren, rastern oder erzwingen, während die Taktik etwas (z.B. einen Raum) gebraucht, manipuliert oder umfunktioniert. Taktiken versteht Certeau als eine *Kunst des Handelns* der Subjekte, die keine festen Positionen in den Machtrelationen vorweisen und daher keine Möglichkeit haben, nachhaltig zu planen – im Gegensatz zu Strateg_innen (z.B. Institutionen), die als Knotenpunkte der Macht einen Weitblick über die Situation hinaus haben (vgl. Certeau 1988: 89). Certeau ordnet Taktiken den Subjekten zu, die er als die Unterworfenen versteht. Auch wenn ich diese Sicht nicht teile, weil ich nicht von einem Oben und Unten der Macht ausgehe, entlehne ich dennoch Certeaus Verständnis des taktischen Handelns. Taktiken operieren zeitlich begrenzt, haben keinen fixen Ort und sind abhängig von Gelegenheiten: »immer in Abhängigkeit von den Zeitumständen –, um im Fluge die Möglichkeiten zu ergreifen, die der Augenblick bietet«. (89) Subjekte, die Taktiken vollziehen, nutzen sie für sich wie Tricks, die kaum merklich, beinahe wie von selbst Wirksamkeit zeigen. Ähnlich wie Austins Sprechakttheorie, der Butler das Konzept der performativen Wirkung der Sprache entnimmt, erkennt Certeau in Taktiken ebenjene performative Kraft und spricht vor allem Alltagspraktiken diese Wirkungskraft für die Subjekte zu. Laut Certeau sind Taktiken folglich Praktiken, die einen temporären Ort im Machtgeflecht schaffen. Daher sind sie partikulare, kontextgebundene Praktiken, über die sich Subjekte verorten (vgl. Krönert 2008: 52). Partikular sind sie, da sie keine kollektive (oder gesamtgesellschaftliche Einbindung) benötigen, wie dies für Strategien der Fall ist. Zugleich sind sie jedoch kontextgebunden: Sie entstehen und wirken in bestimmten Situationen und Kontexten und

45 Beispielsweise betonen Bernardy/Klimpe in ihrer Sekundärliteratur zu Certeaus *Kunst zu Handeln* vor allem Aneignung als Abweichung von Handlungsnormen (vgl. Bernardy/Klimpe 2017: 180).

46 Desjarlais fasst Certeaus Unterscheidung treffend zusammen in Desjarlais (1996: 885).

werden diesen entsprechend angepasst. ›Situation‹ meint hier das jeweilige Raum-Zeit-Geschehen, in dem die Praktiken vollzogen werden, während sich der Kontext auf andere Faktoren wie Machtkonstellationen, Subjektpositionen, vorhergehende Erfahrungen, Abfolgen von Ereignissen etc. bezieht.

In den betrachteten subjektiven Praktiken der Un_Bestimmtheit entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit durch zwei verschiedene Arten von Taktiken. Durch die **erste** Taktik kann in Praktiken von Un_Bestimmtheit (temporär) eine intelligible Position entstehen, von der aus gesprochen werden kann. Diese Veränderung der Position kann als affektives Empowerment (vgl. Grossberg 1992) erfahren werden. Die **zweite** Taktik stellt ein taktisches Vermeiden von Momenten fehlender Position dar. Taktisches Vermeiden entsteht auch, wenn eine spezifische Konstellation zu einer nicht-intelligiblen Subjektposition führt. Dann wird ausgeharrt, ausgehalten, vermieden oder umlaufen. Diese Taktik ermöglicht es dem Subjekt, die eigene Zukunft besser zu antizipieren, eigene Wege oder Netzwerke zu finden und erzeugt dadurch gefühlte Handlungsfähigkeit. Zuerst erkläre ich nun die erste Taktik, das **Umarbeiten von Subjektpositionen**, und komme danach zur zweiten, dem **Taktieren mit der fehlenden Subjektposition**.

In der **ersten Taktik** entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit aufgrund des **Gefühls der Bestärkung**. Diese Taktik entwirft durch die betrachteten ersten beiden Praktiken unterschiedliche Wege lebbarer Positionen: die Produktion einer neuen Subjektposition durch die Aneignung von Fremdzuschreibungen in Praktiken der Betonung des *being different* (4.1.1) und die Verschiebung einer bestehenden Position durch das Umdeuten in der Reinterpretation (4.1.2). Durch die individuelle Interpretation normativer Zuweisungen verschiebt sich die Subjektposition im hegemonialen Diskurs. Subjekte eignen sich durch Praktiken der Betonung des *being different* die negative Zuschreibung und das Stigma des Andersseins an, überschreiten damit bestehende Kategorien und setzen sie für sich als Schutzschild ein. Ebenso verhält es sich mit den Praktiken der Reinterpretation, die Vorstellungen und Zuschreibungen von Weiblichkeit umdeuten und so eine Subjektposition verschieben. Wenn z.B. eine Femme verschiedene Formen von Weiblichkeiten nachahmt und umdeutet, stellt diese Praktik der Reinterpretation eine subjektive Interpretation der Anrufung von Weiblichkeiten dar. Die Disidentifikation (4.1.3), die zwischen diesen beiden Taktiken anzusiedeln ist, macht sich Irritationen zu Nutze, die entstehen, wenn den Erwartungen einer kohärenten identitären Einheit widersprochen wird. Diese Praktiken nutzen folglich die Flexibilität von Identität und Subjektpositionen. Das affektive Empowerment, das in der Situation des Vollzugs dieser Praktiken erfüllt werden kann, hängt von verschiedenen Faktoren ab – unter anderem von der Wirksamkeit der Taktiken innerhalb eines bestimmten Kontextes. Wenn die Disidentifikation gelingt, geht das Subjekt gestärkt aus der Situation, wie dies bei Jongs Sich-zur-Wehr-Setzen der Fall zu sein scheint. Die Effekte von Praktiken sind kontingent, nicht vorhersehbar und hängen stets von der Situation und dem jeweiligen Kontext ab, in dem sie auftreten. Wer ist an der Situation beteiligt, welche Erfahrungen bringen Teilnehmende mit, welche anderen Körper sind im Raum, wo finden die Praktiken statt etc. – all das bringt verschiedene Konstellationen hervor, in denen die Praktiken vollzogen werden. Gefühlte Handlungsfähigkeit entsteht in spezifischen Konstellationen.

Die **zweite Taktik** produziert gefühlte Handlungsfähigkeit nicht über das Intelligibelwerden marginaler Subjektpositionen im hegemonialen Diskurs und das damit ein-

hergehende Gefühl der Bestärkung, sondern über das **Ermöglichen einer besseren Zukunftsantizipation und die Ermöglichung einer erweiterten Wahrnehmung von Handlungsoptionen**. Praktiken, die nicht auf die Verschiebung, Neuschaffung oder Umarbeitung von Subjektpositionen ausgelegt sind – wie etwa das taktische Abstreiten der normativen Interpellation durch die Disidentifikation bzw. das Changieren zwischen Positionen (4.1.3), das Aushalten von Fehlanrufung und von Dissonanzen zwischen Selbst- und Fremdpositionierung, das Fernbleiben von antizipierten Gefahren und Diskriminierungen (4.1.4) sowie das Sprechen im Auftrag nicht-intelligibler Positionen (4.1.5) –, verschaffen den Subjekten gefühlte Handlungsfähigkeit, die erst auf den zweiten Blick erkennbar wird. Dann entsteht gefühlte Handlungsfähigkeit nicht über ein Vermehren intelligibler Subjektpositionen, sondern über ein Taktieren mit der fehlenden Position. Statt der Schaffung einer veränderten Subjektposition im hegemonialen Diskurs wird die Dissonanz von Fremd- und Selbstpositionierung, die Fehlanrufung, ausgehalten. Es wird sich ihr entzogen oder andere übernehmen das Sprechen, was mit einem Aushalten vergleichbar ist. Auch dies stellt eine spezifische Artikulation der Anrufung dar. Um mit sozio-ontologischer Un_Bestimmtheit umzugehen, entwickeln Subjekte folglich verschiedene subjektive Praktiken, die sich in zwei Taktiken unterteilen lassen.

All diesen Praktiken ist gemeinsam, dass sie von den Subjekten in bestimmten Situationen als bestärkend und/oder als für sie besser lebbarer Weg beschrieben werden – nicht immer ist dies voneinander zu trennen. Nicht selten erscheinen diese Praktiken situativ als einzige Konstitution, um als Subjekte weiter zu bestehen. Diese taktisch eingesetzten Praktiken ermöglichen den Subjekten Positionen, von denen aus sie sprechen können und sie mehr Kontrolle darüber haben, wie ihnen zugehört wird.⁴⁷ In den Praktiken wird die Interpellation taktisch an die Situation oder den Kontext angepasst interpretiert bzw. wird taktisch auf sie reagiert. Gefühlte Handlungsfähigkeit wird nicht nur gespeist von positiven Gefühlen des Subjekts, auch Angst oder Unsicherheit können die Praktiken begleiten. **Von gefühlter Handlungsfähigkeit spreche ich, wenn schließlich temporär aufgrund der Praktiken affektives Empowerment entsteht oder wenn sich das Gefühl einstellt, den Bereich der Handlungsoptionen erweitert zu haben, wodurch sich die Zukunft besser antizipieren lässt.** Es gibt keine Garantie dafür, dass eine Taktik in einem bestimmten Moment bestärkt, denn entscheidend sind nicht die Praktiken allein, sondern die Konstellationen, in denen sie vollzogen werden.

4.2.3 Rückschlüsse für ein Konzept von Handlungsfähigkeit

Während einige Narrative eindeutig auf gefühlte Handlungsfähigkeit in subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit verweisen, tritt diese in anderen Erzählungen nicht sofort oder nicht so deutlich hervor. Hieraus lässt sich erneut schließen, dass gefühlte Handlungsfähigkeit ein Kontinuum mit verschiedenen Schattierungen darstellt. Folglich lässt sich gefühlte Handlungsfähigkeit nicht gemäß dem Dualismus Existenz/Nicht-Existenz begreifen, vielmehr entsteht sie prozesshaft und graduell, denn dieser Gefühlszustand kann stärker oder schwächer ausgeprägt sein. Wenn gefühlte

47 Hier spiele ich auf Spivaks Verständnis von subalterner Artikulation an: Die Subalterne kann durchaus sprechen, ihr wird im hegemonialen Diskurs jedoch nicht zugehört (vgl. Spivak 2008).

Handlungsfähigkeit temporär in bestimmten Situationen und Konstellationen entsteht, ist sie ebenso abhängig von sozialen und diskursiven Strukturen, von Subjekten und Praktiken, den Handlungskontexten und -situationen. Auch denkbar sind weitere Komponenten wie Raum und andere nicht-menschliche Elemente, worauf im nächsten Kapitel stärker das Augenmerk gerichtet wird. Als Entstehungsdynamik von Handlungsfähigkeit in Praktiken von Un_Bestimmtheit haben sich subjektive Praktiken erwiesen, besonders die Anrufung des Subjekts. Handlungsfähigkeit entsteht dann nicht nur in den Brüchen des Diskurses, sondern ihr Ursprung lässt sich auch als Relation diskursiver und subjektbezogener Verstrickungen fassen. Daraus folgt, dass Handlungsfähigkeit schließlich zu keinem Zeitpunkt genau gleich sein kann und demgemäß ist eine konstant gefühlte Handlungsfähigkeit theoretisch nicht vorstellbar.

Ein ähnlich prozesshaftes Verständnis von Handlungsfähigkeit ist beispielsweise bei Robert Desjarlais zu finden, ein Anthropologe, der in einer Studie Sprache und Handlungsfähigkeit von Obdachlosen betrachtet (vgl. Desjarlais 1996). Er ist insbesondere an der therapeutischen Erzeugung von Handlungsfähigkeit interessiert und betrachtet sie als ans Subjekt gebunden und zugleich als Ergebnis eines Prozesses verschiedener Aktivitäten. Handlungsfähigkeit versteht er nicht als Eigenschaft von Subjekten, vielmehr stellt sie sich – wie das Subjekt selbst – im Vollzug der Praktiken her. Daher spricht Desjarlais von Kontextabhängigkeit und meint damit, dass der spezifische Ort, die Architektur, der Raum und das Licht ebenso auf Handlungsfähigkeit einen Einfluss nehmen wie soziale, ökonomische und kulturelle Strukturen und Dynamiken: »Agency emerges out of a context and a set of practicalities; it is not ontologically prior to them.« (Desjarlais 1996: 894) Dies bedeutet außerdem, dass für verschiedene Subjekte jeweils ein unterschiedliches Set von Praktiken nötig ist, um sich handlungsfähig zu fühlen. Ich folge Desjarlais' Verständnis der Produktion von Handlungsfähigkeit als situativ, kontextbezogen und prozesshaft, was den Weg offenlegt für das Arrangieren spezifischer Konstellationen zur Generierung von Handlungsfähigkeit.

4.2.3.1 Selbstbefähigung?

Abschließend möchte ich kritisch auf das Verhältnis zwischen Selbstbefähigung und einer möglichen Vereinnahmung einer solcher Dynamik durch bestehende Strukturen eingehen. Laut Nikolas Rose (1998) und Ulrich Bröckling (2007, 2003) spielt ein Verständnis von Handlungsfähigkeit, das bei Selbstbefähigung ansetzt, der Erfindung des Selbst als selbstermächtigenden Subjektes (Rose) oder unternehmerischen Selbst (Bröckling) in die Hände. Ein solches Subjekt würde dem neoliberalen Leistungsgebot folgen, sich selbst regieren und permanent an sich selbst arbeiten, um passfähiger die Strukturen zu verinnerlichen und um letztendlich besser in die kapitalistischen Strukturen zu passen. Ebenso haftet diese Problematik den Begriffen von Empowerment und Ermächtigung an, insbesondere dann, wenn es in die Verantwortung der Subjekte gelegt wird, sich selbst zu ermächtigen und dabei die Strukturbedingtheit von Praktiken vernachlässigt wird. Mit Butlers Subjektverständnis (2001) geht Ermächtigung immer auch mit Unterwerfung einher, was die Vorstellung von Selbstermächtigung negiert. Bröckling versteht unter Empowerment Selbstoptimierung und den Versuch, Kontrolle über das eigene Leben zu erreichen. Dieses Unterfangen der Selbstoptimierung deklariert er als

ein nicht enden wollendes, vor allem da der Bedarf von Empowerment erst durch den Neoliberalismus geschaffen wird.

Anders als bei Bröckling geht es in der vorliegenden Studie jedoch nicht um Ratgeber, wie das Leben zu optimieren und bessere Leistung zu erbringen ist, sondern um Praktiken von Subjekten, die um ihre Sichtbarkeit, d.h. Anerkennung als Subjekte, kämpfen. Auch diese Kämpfe werden im Neoliberalismus vereinnahmt, was sich unter anderem an Kommerzialisierungen identitärer Kämpfe⁴⁸ ablesen lässt. Der Begriff der Bestärkung steht in dieser Arbeit im Kontext von Versuchen, im hegemonialen Diskurs zu erscheinen oder sich Rückzugsräume anzueignen. Diese Versuche sind Taktiken des Überlebens. Natürlich spielt auch die Selbstoptimierung eine wichtige Rolle für die Subjektivierung, schließlich stellen die betrachteten Praktiken Arbeit am Selbst dar. Diese Arbeit hat jedoch nicht die Optimierung hinsichtlich der Norm zur Grundlage, sondern die Widerpenstigkeit des Nicht-Passens bleibt diesen Subjekten erhalten, denn die betrachteten Praktiken pendeln zwischen sozio-ontologischer Bestimmtheit und Unbestimmtheit. Ziel der subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit ist nicht die Anpassung an vorgegebene Strukturen, sondern vielmehr das Überleben trotz Nicht-Passens. Die betrachteten Taktiken sind als Entwürfe zu lesen, die situativ zur Anerkennung als Subjekte führen und darüber auf diskursive Strukturen wirken. Nicht die Selbstoptimierung ist hierbei zentral, sondern das Überleben als Subjekt. Gefühlte Handlungsfähigkeit entsteht in diesen Praktiken nicht aufgrund einer Anpassung an hegemoniale Vorstellungen – sie entsteht in Praktiken, die die Ambivalenz von Sichtbarkeit aushaltbar macht.

Ziel dieser betrachteten Praktiken ist nicht die Integration in den Neoliberalismus, sondern das Überleben. Dennoch bleibt dieser von Rose und Bröckling formulierte Widerspruch zwischen Ermächtigung und Selbstoptimierung bestehen. Der Kritik von Rose und Bröckling am Gedanken des Empowerments ist durchaus zuzustimmen. Jedoch nimmt die Analyse von subjektiven Praktiken der Un_Bestimmtheit Praktiken von Subjekten in den Blick, deren Existenzweise bedroht ist, d.h. andere als Rose und Bröckling in ihrer Analyse vor Augen haben.

Wenn Handlungsfähigkeit prozesshaft aus bestimmten Verschränkungen entsteht und keine dem Subjekt intrinsische Konstante ist, kann sie durch die Entwicklung von für das Subjekt passfähigen Praktiken sowie durch die Herstellung entsprechender Konstellationen begünstigt werden. Beispielsweise kann durch den Erwerb sozial konstituierter Fähigkeiten und Fertigkeiten Handlungsfähigkeit eingeübt werden, wie sich am Beispiel von Kenny gezeigt hat, der seine Routinierung der Nichtroutine der Anderen am Beispiel des Arztbesuchs beschreibt (4.1.4). Zu diesem Schluss kommt auch Hanna Meißner (2010) in ihrer Arbeit zu Handlungsfähigkeit. Denn Subjekte sind eben nicht nur Effekte von Macht, sondern sie konstituieren und transformieren sich selbst in und durch ihre Praktiken und können sich daher auch widerständig zur äußeren Wirklichkeit wie auch zu sich selbst verhalten (vgl. Meißner 2010: 124). Einerseits können durch widerpenstige Normzitiierungen – wie in den Praktiken der Betonung des *being different*, der Reinterpretation oder auch der Disidentifikation – Subjektpositionen sichtbar gemacht

48 Im Feld zeigt sich dies z.B. an der Kommerzialisierung der *Christopher Street Day-Parade* in Berlin, die sich an der zunehmenden Vergrößerung festmachen lässt, aber auch an der zunehmenden Teilnahme vieler Unternehmen, die die Parade als Werbefläche für ihre Produkte nutzen.

werden. Andererseits hat sich gezeigt, dass durch diese Praktiken veränderte Subjektpositionen hervorgehen können. Solche Praktiken können als Forderung von Anerkennung verstanden werden und können zur Verschiebung und Vervielfältigung, Sichtbarmachung und Ausweitung von Bedeutung, Identitäten und Subjektpositionen führen. Gefühlte Handlungsfähigkeit entsteht jedoch auch aus Praktiken, die dem Selbstschutz dienen, der Reibung aus dem Weg gehen und taktisch ausharren.

4.2.3.2 Zwischenfazit

Wann wer welche Praktik nutzt, hängt nicht einfach vom Willen oder den Fähigkeiten der Subjekte ab, sondern ist stets eingebettet in ökonomische, soziale, kulturelle und diskursive Strukturen und folglich gebunden an die Subjektposition und die damit einhergehenden Ressourcen. Allerdings kann davon ausgegangen werden, dass, um Ressourcenverteilung zu verändern, es nicht ausreicht, dass einzelne Subjekte Anrufungen taktisch uminterpretieren, sich abwenden oder die Anerkennung von Subjektpositionen einfordern. Dies stellt jedoch einen wichtigen Schritt für Repräsentanz dar und kann das Überleben dieser Subjekte sichern. Butler räumt diesbezüglich selbst ein, dass beispielsweise auch beleidigendem Sprachgebrauch gesellschaftlich entgegengetreten werden muss (vgl. Butler 2006: 28).⁴⁹ Daran anknüpfend stellt Melanie Plößer (2011) in ihrem Beitrag zu widerspenstiger Performativität heraus, dass die Nutzung von Performativität zwar kein autonomes Subjekt benötigt, aber dass das Subjekt mit gewissen Ressourcen ausgestattet sein muss, um sich zumindest partiell von normativen Vorgaben lösen zu können. So sind etwa Abstraktionsvermögen, Zeit, soziale Netzwerke, symbolische, körperliche und ökonomische Ressourcen nötig (vgl. Plößer 2011: 45). Besonders mit Blick auf die Netzwerk-Praktiken erscheint dies nachvollziehbar, denn wenn das Subjekt selbst kaum eigene Ressourcen hat, ist es mehr auf die Unterstützung von anderen mit mehr Ressourcen bzw. anderen Ressourcen angewiesen. Bisher stand vor allem die Veränderung von Bedeutungen und Subjektpositionen im Vordergrund. Diese Perspektive hat insbesondere die Aushandlung von Sichtbarkeit in den subjektiven Praktiken von Un_Bestimmtheit aufgezeigt. Taktisch werden Praktiken situativ danach ausgerichtet, gesehen zu werden oder aber gerade nicht gesehen zu werden. Es müssen aber nicht nur symbolische Strukturen, sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse verändert werden, die für die rigide Wirksamkeit der Normen in spezifischen gewaltvollen Kontexten verantwortlich sind (vgl. Meißner 2010: 93). Mit dem hier vorliegenden Verständnis der sich bedingenden Verhältnisse von Subjekt und Struktur bedeutet dies, dass viele wiederholende Praktiken notwendig sind, um strukturelle Veränderungen zu erreichen.

Subjektive Praktiken hinsichtlich der Produktion von Handlungsfähigkeit zu befragen, deckt nur einen Teilbereich der Praktiken von Un_Bestimmtheit in queeren Räumen ab. Denn wie bereits die Betrachtung der Netzwerk-Praktiken zur Umgehung von Fehl-anrufungen (4.1.5) gezeigt hat, lassen sich subjektive und kollektive Praktiken lediglich auf einer konzeptionellen Ebene trennen, ebenso wie sich Prekärsein nicht von Prekarität trennen lässt. Beides bedingt sich. Prekarität kann aus einem besonderen Prekärsein entstehen und aufgrund eines besonderen Prekärseins ist es schwerer, mit Prekarität

49 Siehe hierzu auch ausführlich Melanie Plößer (2011: 45).

umzugehen. Insbesondere wenn es nicht um die Transformation des Selbst geht, sondern um soziale Veränderungen, muss der Blick geweitet und verschiedene Ebenen und deren Verstrickungen betrachtet werden. Für Handlungsfähigkeit bedeutet dies, dass sie nicht isoliert in subjektiven Praktiken entsteht. Praktiken, die versuchen, solche Ressourcen hervorzubringen oder sie kollektiv zu teilen, stehen daher im Fokus der nächsten Kapitel. Die Betrachtung queerer Raumproduktion, materieller Veränderungen und von Praktiken queerer Ökonomien geht über die Betrachtung anerkennungstheoretischer Taktiken hinaus und lenkt den Blick auf diskursiv-materielle Verschränkungen und Relationen von Praktiken.

Zusammenfassend kommt diese Studie zu dem Ergebnis, dass bei der Betrachtung von Praktiken von Un_Bestimmtheit in queeren Räumen zwischen verschiedenen Formen von Handlungsfähigkeit unterschieden werden kann, und zwar zwischen der gefühlten und der kollektiven Handlungsfähigkeit. Das hier vorangegangene empirische Kapitel entwickelte die erste Form von Handlungsfähigkeit: die gefühlte. **Handlungsfähigkeit kann gefühlt werden und hat eine affektive Dimension.** Das Konzept der gefühlten Handlungsfähigkeit geht davon aus, dass Praktiken taktisch (Certeau) ausgerichtet werden können, um gefühlte Handlungsfähigkeit herzustellen oder zu verstärken. Gefühlte Handlungsfähigkeit stellt sich durch das Nutzen dieser Taktiken sowie im Umgehen mit der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit durch verschiedene Taktiken ein. Die Betrachtung von subjektiven Praktiken anhand der Frage nach Anrufung und Umwendung zeigt, dass Handlungsfähigkeit subjektiv in einem Gefühlszustand und zu einem bestimmten Zeitpunkt erfahrbar ist. Die Produktion dieser Form von Handlungsfähigkeit hat sich zudem als abhängig von Phänomenen wie Körper, Identität und Subjektposition erwiesen. Die gefühlte Handlungsfähigkeit ist damit ein spezifischer Modus, ein Zustand des Subjekts und hat folglich auch eine zeitliche, körperliche und identitäre Dimension. Je nach Kontext und Situation kann in verschiedenen Praktiken mehr oder weniger gefühlte Handlungsfähigkeit entstehen. Damit ist Handlungsfähigkeit situativ, kontextabhängig, prozesshaft und veränderlich – sie ist ein Kontinuum. Die Nutzung der Risse des Diskurses und der Performativität des Diskurses durch widerspenstige Zitationen der hegemonialen Normen eröffnet Potenzial für Handlungsfähigkeit, aber nur situativ. Verortet ist gefühlte Handlungsfähigkeit dann in den Relationen von diskursiven und subjektbezogenen Verstrickungen. Denn dem Subjekt kommt ein wichtiger Eigenanteil zu – wie auch der Situation und dem Kontext. Wie sich das Subjekt fühlt, in welchem Zustand es sich befindet, ist maßgeblich für die Praktiken und hat folglich auch Einfluss auf die Entstehung von gefühlter Handlungsfähigkeit. Meine Feldforschung kommt zum Ergebnis, dass queere Räume Kontexte darstellen, die die Produktion von gefühlter Handlungsfähigkeit für die Teilhabenden dieser Räume begünstigen, was im nächsten Kapitel im Fokus steht.